Roman- & Novellenmappe.

Herausgegeben

von

Fr. Willibald Wulff.

Zweiter Band.

Leipzig & Stuttgart.

Otto Purfürst.

1865.

Inhalt.

	Seite.
Die gespenstische Seelenmesse. Erzählung von Eduard Franke	1
Die Schloßherrin ohne Schloß. Novelle von L. Du Bois.	47
In den Scheeren von Bohüslän. Novelle von G. H. M..n	97
Die Geige des Gehängten. Phantastische Erzählung von Chatrian	125
Das einsame Haus. Novelle von Rudolf Mülbener	141
Capitain Tom. Erzählung von D. F. Eschricht	181

Die gespenstische Seelenmesse.

Erzählung von **Eduard Franke.**

„Vierzig Jahre liegen nun hinter meiner Universitätszeit. Der flotte Bursche ward ein fideler Referendar, ein lustiger Assessor, ein solider Rath, ein ernster, gravitätischer Geheimrath. Denke ich aber an jene Jahre zurück, so pocht das alte Herz wieder lebendiger, in den frischesten Farben steht ein Ereigniß wieder vor mir, dessen Enträthselung selbst die reichen vierzigjährigen Erfahrungen nicht haben erzielen können."

So sprach der alte ehrwürdige Geheimrath M. im frohen Kreise alter Collegen, deren Conversation das Gebiet der Erinnerung an die jugendlichen Universitätsjahre betreten und manchen heitern Schwank, manche ernste Begebenheit an den Tag gefördert hatte. Man bestürmte nun auch den Geheimrath um Mittheilung seines Erlebnisses und meinte, daß sich vielleicht heute der Lösungsschlüssel finden lasse.

Der Geheimrath schüttelte mit dem weißen Haupte. „Das wird auch heute nicht, wird nie geschehen, aber es sei: ich will, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr

Kopfschütteln am Schlusse einen Zweifel an der Wahrheit meiner Mittheilung verrathen könnte, dem zu entgehen ich die Sache bis heute in meiner Brust verschloß, das Erlebniß einmal zum Besten geben."

Der Geheimrath war als ein streng rechtlicher, gerader, unerschrockener und wahrheitsliebender Mann bekannt, somit spannte sich unsere Erwartung auf seine Mittheilung doppelt.

„Es war im Anfang der zwanziger Jahre," hob er nach einer Pause an, „als ich, nach fünfjähriger Trennung meinen Universitätsfreund und Stubencollegen, den Baron Paul von Allaschy in P. wiederzusehen und zu überaschen gedachte. Um Ihnen die Freude, welche mich bei dem Gedanken durchwogte, klar zu machen, muß ich auf unser Universitätsleben zurückgehen. Gleiche Gesinnungen, ja fast gleiche Neigungen, hatten uns so zu einander hingezogen, daß wir in Wahrheit, ein Herz, eine Seele waren. Allaschy, vermögender als ich, hatte eine geräumige Wohnung und überredete mich, um jede freie Stunde im innigen Zusammensein zu verleben, zu ihm zu ziehen. Der Stubenkameradschaft sonst nicht geneigt, ließ ich mich doch dazu überreden und bald besaßen wir nun Alles, selbst die Kasse gemeinschaftlich. Da die seinige stets reicher versehen war als die meinige, so kam ich vortrefflich dabei weg; denn ich gebrauchte doppelt so viel als er und Allaschy freute sich, wenn ich, so lange etwas vorhanden war, tapfer zugriff.

Er gehörte eben zu den Charakteren, die den Scherz gerade nicht aufsuchen, ihn jedoch auch nicht fliehen, noch weniger andern vergällen oder sie davon abhalten. Ich dagegen suchte ihn gern auf. Das war der einzige kleine Unterschied zwischen uns, welcher sich dadurch ausglich, daß ich wenn möglich kein Vergnügen ohne ihn genoß. So verflossen uns vier schöne, schöne Jahre in ungestörter Seelenharmonie, da schlug die Trennungsstunde. Es wurde nur noch der Schwur unlösbarer Freundschaft und das Versprechen des lebhaftesten Briefwechsels getauscht und gelobt wie bisher, auch ferner nichts Geheimes vor einander zu haben, und da der Mensch solche Pacte gern besiegelt, so mußte uns eine Bowle rothen warmen Glühweines, statt rothen warmen Menschenblutes, als Siegel und Unterschrift des geschlossenen Pactes gelten. Wir saßen bei derselben bis gegen Morgen, dann packten wir das Nöthige ein und Allaschy reiste nach Böhmen, ich nach Schlesien ab, um als Regierungs-Referendar meine Zukunftslaufbahn zu beginnen.

Adieu, ihr schönen Universitäts-, ihr letzten herrlichen Gleichheitsjahre im Menschenleben. Mit dem Ablegen des ungenirten Flausrockes beginnt die Steifheit, die Rangordnung, mit dem Aufsetzen des hohen Cylinders wird der heitere akademische Sinn erdrückt, der unter der leichten Studentenmütze frisch, fröhlich, frei erglühte und unbeirrt genoß, was ihm der Augenblick bot. „Adieu für immer, schöne, selige

Zeit!“ rief ich, als ich an meinem Bestimmungsorte angekommen war, den flotten Bruder Studio ablegen und im schwarzen Frack und hohen Cylinder die Referenzbesuche machen sollte. „Ja so, das gehört ja eigentlich nicht zur Sache — Vergebung“ sagte der Greis und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Unser Schwur wurde treulich gehalten. Körperlich getrennt, waren die Seelen sich wie früher nahe. In Beziehung der Briefe, welche regelmäßig zwischen uns gewechselt wurden, herrschte jedoch ein ziemlicher Unterschied. Allaschy war in seinen Mittheilungen kleinlich, konnte ganze Seiten voll über die geringfügigsten Dinge schreiben, das war mir unmöglich und ich mußte manchen Vorwurf von ihm darüber hören. Gegen Ende des dritten Jahres nahmen auch seine Briefe einen andern Charakter an. Die Kleinigkeitskrämereien waren ganz daraus verschwunden und zwischen den Zeilen glaubte ich zu lesen, daß mein sonst fast zu offener Freund sich bemühe, mir ein Geheimniß zu verbergen.

Ich weiß nicht, hatte ich, vielleicht ohne es zu wollen, in meiner Rückantwort darauf angespielt und ihn dadurch verletzt, genug, ich mußte lange vergebens auf Antwort von ihm harren. Nach sechs Monaten endlich läuft wieder ein Brief von ihm ein und zwar ein Brief voll des überschwänglichsten Glückes. Eine geheime Liebe hatte sein Herz im Bann gehalten. Von dem Mädchen, der einzigen Tochter eines

alten Hauses, geliebt, schien die Einwilligung des Vaters unerreichbar — man hatte ihm die Geliebte entführt — Verzweiflung hatte sich seiner bemeistert. Jetzt war Alles beseitigt — sein Glück unnennbar — das Herz suchte Mittheilung, suchte den durch die Liebe auf kurze Zeit in den Hintergrund gedrängten Freund wieder auf.

Dieser Brief trug so ganz das Gepräge der früheren schönen Zeit unseres Beisammenseins, daß es mich sogleich an den Schreibtisch trieb, ihm meine Freude auszudrücken, ihn zu beglückwünschen und um Anzeige seines Hochzeitstages zu bitten, um wo möglich dem Ehrentage beizuwohnen und das Glück zu genießen, seine Braut kennen zu lernen.

II.

„Daß auf diesen Brief recht bald eine Antwort erfolgen müsse, war wohl mit Gewißheit anzunehmen, nichts desto weniger blieb dieselbe aus und versetzte mich in Besorgniß. Ich schrieb zum zweiten Male, abermals vergebens. So waren sechs Monate verflossen. Es mußte etwas ganz Außergewöhnliches vorgegangen sein, anders konnte ich mir dies Schweigen nicht erklären. Da schien sich der Zufall in's Mittel schlagen zu wollen und mir Gelegenheit zu geben, darüber persönlich Auskunft erlangen zu können. Ich erhielt nämlich den Auftrag zur Reise nach C. unweit P., wo sich Allaschy bis zu seinem letzten Briefe befunden

hatte. Was war natürlicher, als daß ich denselben mit großer Freude begrüßte und zunächst den Freund aufzusuchen beschloß.

Der zweite Tag schon fand mich im Postwagen. Im Geiste bei meinem Freunde lagen doch noch Tage zwischen unserer wirklichen Wiedervereinigung; denn damals gab es noch keine Eisenbahnen bei uns, welche uns in Stunden Wegesstrecken zurücklegen lassen, zu denen man damals ganze Tage gebrauchte, und ich war froh, nach sechstägigem Durchrütteln im Postwagen, die Thore der Hauptstadt P. zu erreichen.

Es war Mitternacht, als ich dort ankam, so mußte sich meine Sehnsucht abermals noch in Geduldsfesseln schmieden lassen und den nächsten Morgen erwarten. Als ich mich nach der mir bekannten Wohnung meines Freundes erkundigte, erfuhr ich, daß er seit seiner Verheirathung das Palais seines Schwiegervaters, des Grafen W., bewohne.

Also schon verheirathet und mir kein Wort davon geschrieben? Trotz meiner herzlichen Bitte um Anzeige seines Hochzeitstages, mir denselben absichtlich verschwiegen? — Was konnte das bedeuten? War er durch die veränderten Verhältnisse ein Anderer geworden? Zwangen ihn diese vielleicht, die innige Freundschaft mit dem bürgerlichen Assessor zu brechen? — Wollte er durch sein Schweigen, meinem, ihm für seinen Ehrentag angekündigten Besuche entgehen? — Diese und ähnliche Fragen durchkreuzten mein Gehirn und

gewannen reellen Boden, als ich erfuhr: Graf v. W. sei ein Aristokrat vom reinsten Wasser, stolz und hochmüthig, und seine Salons würden nur den ältesten Geschlechtern, dem makellosesten Vollblute geöffnet.

„Und ist der Graf auch hier in seinem Palais?“ fragte ich meinen Berichterstatter.

„Nein, gleich nach dem Tode seiner Tochter ist er wieder auf seinen Militairposten nach Italien abgereist.“

„Nach dem Tode seiner Tochter?“ fragte ich überrascht. „Ich meine gehört zu haben, der Graf W. habe nur eine Tochter und —“

„Ganz richtig,“ fiel man mir in's Wort. „Sie starb plötzlich, am Tage ihrer Hochzeit mit dem Baron von Allaschy.“

Es durchzuckte mich fieberhaft. Um keine Neugier zu erwecken, brach ich das Gespräch ab und entließ den Berichterstatter; denn ich fühlte, daß ich jetzt allein sein mußte.

Mein Freund war also vermählt und unvermählt. Er hatte an einem Tage Alles gewonnen, Alles verloren. Der härteste Schlag hatte ihn getroffen. Er war einsam, allein, verlassen hier im Schlosse des Grafen und selbst diese trostlose Lage hatte ihn nicht bewegen können, mir, dem er sonst jede Falte seines Herzens erschloß, Mittheilung von all' diesen Schlägen zu machen und Erleichterung zu suchen. — Da mußten wichtige Gründe vorliegen, welche ihn bestimmten, keiner Seele einen näheren Einblick zu gestatten, mußte

etwas Schreckliches vorhanden sein, ein Geheimniß, welches die Welt nicht erfahren sollte, nicht erfahren durfte. — Das aber gerade reizte mich. Ich glaube, es war die Gewohnheit des Inquirirens, welche mit aller Macht über mich hereinbrach, das Geheimniß um jeden Preis zu ergründen antrieb, selbst auf die Gefahr hin, dem Freund gegenüber eine Demüthigung zu erleiden.

In der nächsten halben Stunde schon stand ich vor dem Palais des Grafen von W.

„Herr Graf vor W. zu Hause und zu sprechen?“ fragte ich den im Portale stehenden Portier.

„Herr Obrist Graf von W.“ erwiederte er steif und förmlich, „sind bei ihrem Regimente in Italien.“

„Sind Höchstdero Herr Schwiegersohn, der Herr Baron von Allaschy,“ sagte ich den steifen Ton imitirend, „ebenfalls gegenwärtig nicht hier?“

„Der Herr Graf von W.-Allaschy befinden sich allerdings hier, doch empfangen dieselben keine Besuche.“

Diese Antwort überraschte mich. Mein Freund hatte also des Schwiegervaters Namen dem seinigen hinzufügen und damit wohl alles Frühere aus der Brust werfen müssen, also auch die Freundschaft zu mir. Das war schlimm und schnitt mir jede Möglichkeit ab, auf diesem Wege zu ihm zu gelangen. Der Portier hatte sich nach seiner Antwort gewendet und war eben im Begriffe, die Thür hinter sich zu schließen.

„Der Herr Graf sind doch nicht etwa krank?“ fragte ich rasch.

„Körperlich,“ sagte der Portier den Kopf wendend, „körperlich nicht, aber geistig angegriffen und vermeiden deshalb jede Erregung.“

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke, welcher mich möglicherweise zu meinem Freunde führen konnte. „So, so,“ rief ich. „Ja wohl, deshalb aber bin ich ja hier!“ Der Portier sah mich erstaunt an. Ich zog mein Taschenbuch, nahm eine Adreßkarte heraus, welche nur meinen Namen, keinen Stand anzeigte, überreichte sie dem Portier und sagte: „Wollen Sie dem Herrn Grafen nur meine Karte zustellen, damit er weiß, daß ich hier bin; ich werde Ihre Rückkehr hier erwarten, um zu erfahren, wann er meinen Besuch wünscht.“

Der Portier sah mich noch einmal an, dann die Karte und sagte: „Ja, das ändert freilich meine Instruction. Wollen Sie nicht einstweilen eintreten?“

Er nöthigte mich in den großen, von Säulen getragenen Vorflur und öffnete seitwärts ein Zimmer. Ein Diener in reicher Livree trat heraus. Der Portier überreichte ihm meine Karte und unterrichtete ihn leise. Der Diener eilte höchst vorsichtig und geräuschlos über die breite mit prachtvollen Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Einige Minuten vergingen. Der Diener kehrte dann, von einem andern in ein-

facherer Kleidung begleitet, zurück. Der Letztere deutete mir an, ihm zu folgen.

Mein Herz pochte gewaltig. Die Kniee zitterten, der Athem stockte, als ich die Treppe hinanstieg und doch lagen die Stufen so flach und bequem, daß es ganz unmöglich war Anstrengung durch ihr Ersteigen zu empfinden.

III.

Hatte schon der dicke fürstliche Treppenteppich jedes Geräusch beim Hinaufsteigen verhindert, so war oben auf dem Corridor durch Unterlagen unter den fortlaufenden Teppichen dafür gesorgt, daß beim Auftreten auch nicht das leiseste Knistern entstehen könnte. Ueberall herrschte hier ein Halbdunkel. Die Damastvorhänge der hohen Fenster waren geschlossen, doch ließen sie Licht genug herein, um zu erkennen, daß selbst hier verschwenderische Pracht herrschte, Wände und Nischen mit werthvollen Oelgemälden, Marmorgruppen und Statuen geziert waren.

Der Diener öffnete eine große Flügelthür, welche in einen gleichfalls halbdunkeln reich und geschmackvoll meublirten Vorsaal führte. Er deutete mir hier abermals stumm an, mich niederzulassen und trat in ein Seitenzimmer, die Thür nur so weit öffnend, daß er gerade hindurchschlüpfen konnte. Ich fing an mich etwas unheimlich zu fühlen. Die weiten halbdunkeln Hallen, das eigenthümliche lautlose Benehmen des

Dieners wirkten mystisch auf mein Gemüth. Mein Freund mußte entweder sehr krank sein, oder von überirdischer Macht zurückgehalten werden, sonst, da er doch bereits wissen mußte, daß ich hier sei, war es mir unfaßlich, daß er dem so lang entbehrten, theuern Freunde auch nicht einmal einige Schritte entgegenkam. Doch es sollte mir nicht viel Zeit übrig bleiben, darüber nachzugrübeln, der Diener kehrte zurück und lud mich wie früher durch einen stummen Wink ein, in das Zimmer zu treten. Kaum war ich eingetreten, so schloß sich hinter mir die Thür.

Ich befand mich jetzt fast buchstäblich im Finstern. Die Vorhänge der Fenster waren hier fester geschlossen. Ich blieb ruhig auf meinem Platze stehen. Nach und nach gewöhnte sich das Auge an das Dunkel und erkannte auch hier die überreiche Ausstattung. Da öffnete sich, wodurch sah ich nicht, der eine Fenstervorhang ein wenig und der stärker eindringende Lichtstrahl fiel scharf auf ein weibliches Portrait in Lebensgröße von so überraschender Schönheit in regelmäßig malerischer Uebereinstimmung des Körpers und der Gesichtszüge, daß ich eine Madonna von Raphael vor mir zu sehen geglaubt haben würde, wenn nicht die geschmackvolle, doch einfache Toilette mich belehrt hätte, daß es das Conterfei eines wirklich lebenden Wesens sein müsse.

Etwas Aehnliches hatte ich in Wirklichkeit noch nicht erblickt. Das Bild wirkte bezaubernd auf mich.

Ich fühlte mich im Anschauen des reizenden Weibes beseligt und vergaß, was ich gewollt, was mich hierher geführt.

„Nicht wahr? Das Bild zieht jeden mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich hin und fesselt Herz und Sinne?!“ ertönt die, wenn auch etwas matte, doch mir noch wohlbekannte Stimme meines Freundes Allaschy und erweckt mich aus der hinbrütenden Lethargie. Ich folge schnell der Richtung, woher der Ton erklingt und mein schon an das Halbdunkel gewöhntes Auge erkennt nun, dem Bilde gerade gegenüber, fast ganz im Finstern, auf einer Ottomane ruhend, den Heißersehnten. Ich fliege auf ihn zu, nicht beachtend, daß er sich nicht erhebt, sinke in seine geöffneten Arme und fühle mich sogleich fest und krampfhaft so umschlungen, daß Wange an Wange, Brust an Brust ruht. Meine Wange wird feucht, große Tropfen quellen aus Allaschy's Augen. Ich schlage schnell den Fenstervorhang zurück, das Licht fällt hell auf sein Antlitz, auf seine geschlossenen Augen, wie leblos liegt er in meinen Armen.

An den langen Wimpern perlen noch die hellen Thränentropfen, von meinem Hauche erzitternd wie der Thau an der geschlossenen Knospe, wenn die Morgenluft darüber hinstreift. Dieses geht dem erwachenden Leben voran, jenes schien es einschläfern zu wollen. Ich faßte seine Züge nun schärfer in's Auge. Breite, in's tiefste Schwarzblau spielende Ränder

umgaben seine Augen, sie lagen hohl und tief, auf den Wangen keine Spur von Lebensfrische, durchsichtige, gelbweiße Todtenbläſſe, wie sie die Kunst nur selten nachzuahmen vermag, die sonst purpurrothen Lippen wie feuchtgewordene und dann von der Sonne gebleichte, welkende Rosenblätter, die Wangen fast hohl und die sonst üppig-fleischige, schöngeformte Hand abgemagert und knochig wie die eines Todtengerippes. Ich erbebte bei diesem Anblick; aber ich verhielt mich ruhig. Nach etwa zehn Minuten öffnete er die Augen, sie waren rothgerändert. Wehmüthig blickte er mich an — das Licht schien ihn zu blenden. Er schloß die Augen wieder, umfaßte mich aber fest und sagte im tiefsten Schmerze.

„Beklage mich und wünsche mir ein baldiges Ende.“

Ich fühlte, daß der Wiedersehensmoment den geschwächten Körper ungewöhnlich angegriffen, daß Ruhe für ihn nothwendig sei, hütete mich deshalb vor jeder weiteren Frage und suchte ihn zu bewegen, mir in sein Schlafzimmer, dicht neben an, zu folgen und zu gestatten, daß ich hier, wie ehemals, sein Stuben- und Schlafgefährte bleibe. Es gelang mir. So verflossen einige Stunden. Als er sich wieder erholt hatte, lenkte ich das Gespräch absichtlich auf die Vergangenheit und hatte die Freude, ihn gegen Abend ziemlich ruhig und geistig gefaßter zu finden.

Zehn Uhr war vorüber, als er neben mir auf

seinem Lager wieder entschlummerte. Sein Athem ging ruhig und gleichmäßig, sein Gesicht zeigte innere Zufriedenheit.

Die Stille ringsumher that mir wohl. Alles, was ich gehört und gesehen, ging jetzt noch einmal an meinem Gedächtniß vorüber. Meine Gedankenfolge regelte sich, ließ Vermuthungen auftauchen, Pläne erwachen, welche mich zur Lichtung des noch herrschenden Dunkels führen konnten. Elf Uhr war vorbei, da begann er sich zu regen, dann erhob er sich etwas, seine Augen waren geöffnet, er neigte das Ohr gegen die Fenster. — Ich glaubte ihn träumend und verhielt mich ganz ruhig, um ihn nicht zu erwecken. Nun bewegte er die Lippen.

„Gelten mir diese Töne?“ flüsterte er. „Es sind dieselben wie damals. Zum zweiten Male dringen sie heute aus der Ferne zu mir herüber. O, daß meine Ahnung wahr wäre, dann begrüßte ich sie mit Freuden und würde Himmelswonne empfinden, wenn sie mir bald zum dritten Male erklängen.“

Er schwieg wieder, verharrte jedoch in seiner Stellung noch einige Secunden, dann seufzte er tief auf, legte sich wieder zurück und hauchte: „O, nur nicht zu lange laßt mich auf das dritte Mal warten.“

Was hatte das zu bedeuten? Ein neues Räthsel! Darüber nachgrübelnd, war auch ich unwillkürlich fest entschlummert.

IV.

Als ich erwachte, fand ich Allaschy schon angekleidet vor meinem Bette sitzen.

„Wer doch auch noch einmal so fest und ruhig schlafen könnte," sagte er seufzend.

„Als ich entschlummerte, schienst Du —"

„Ich schien — ja wohl — Alles Schein — selbst mein Schlaf. In Wahrheit schlafe ich nie mehr fest und ruhig."

„Doch — doch — wenigstens nach Mitternacht," sagte ich auf den Vorfall vor Mitternacht anspielend.

„Was willst Du damit sagen?" fragte er, mich etwas scheu ansehend.

Ich ergriff schnell seine Hand, sein Puls fibrirte heftig, sein ganzer Körper erzitterte. — „Was ist Dir, Paul? Warum erschreckt Dich diese Bemerkung?" fragte ich.

Er schwieg lange, dann fiel er mir um den Hals. „O, ich bin sehr elend!" rief er im tiefsten Schmerze.

„Paul," sprach ich, wahrhaft ergriffen, im bewegten Tone, „Du leidest tief und schwer, ich fühle es und suche vergebens nach der Ursache. Mich will bedünken, das Schicksal habe mich, Deinen treuesten und ältesten Freund, nicht zufällig jetzt hierher geführt. Schließe mir Dein Herz auf wie ehedem, laß' mich hineinsehen bis in die verborgenste Falte, laß' mich mittragen und kann ich das nicht, so vergönne mir

wenigstens, Dir ein Tröster zu werden, wenn ich Dir nicht zu helfen vermag.“

Er drückte mich fester an sich, dann ließ er mich los, sank in das Sopha und weinte bitterlich.

„Paul,“ rief ich, mich zu ihm herabbeugend, „Paul, zögere nicht, vertraue —“

„Laß', laß'!“ fiel er ein. „Trost und Hülfe giebt es hier für mich nicht mehr. Das Leben ist mir zur Last, seit sie eine Todtenbraut geworden. Nur an ihrer Seite wird mir ein neuer Frühling erwachen. Daß er mich nicht zu lange harren lasse, das ist mein einziges Gebet, mein heißestes Flehen!“

Ich setzte mich zu ihm und faßte seine Hand auf's Neue. Nach einer Weile drückte er sie mit zitternder Heftigkeit und sagte: „Freund, es gehen wirklich Dinge unter diesem Monde vor, die geistverwirrend — nervenzerstörend, grauenvoll und so unheimlich sind, daß sie das Blut bei dem bloßen Gedanken an sie gerinnen machen und den Menschen —“ Plötzlich sprang er auf — rannte im Zimmer auf und ab, fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn — dann stand er still und sagte mit Entschiedenheit: „Nein, ich will es nicht länger allein tragen — ich kann es nicht — ich muß diese Last abschütteln!“ Er trat zu mir heran. „Du sollst es hören — ja — doch nicht hier — da, wo das Grauenvolle geschah — an ihrem Sarge — auf dem Stammschlosse sollst Du es erfahren. Ich versprach zwar ihrem Vater, den ver —“

er verschluckte die folgenden Silben und setzte langsamer hinzu — „Ort nicht zu betreten — aber die unheimlichen Töne klingen ja bis hierher zu mir herüber — ziehen mich allgewaltig zu ihr — zu ihrem Sarge. Ja, da will ich erst ein Gebet verrichten und dann sollst Du das schauerliche Geheimniß kennen lernen, welches wie eine giftgeschwollene Schlange die Ringe um meine Brust schlägt und sie enger und enger zusammenzieht, bis der Athem stockt. — Ich fürchte den Augenblick nicht — nein, ich sehne ihn herbei und zürne der unheimlichen Macht, daß sie mich so lange auf Erlösung warten läßt."

Wie neu belebt, frisch und kräftig, schritt er zum Glockenzuge. Seine Wangen hatten sich geröthet, die Augen zeigten ungewöhnlichen Glanz. Der Glockenstrang erzitterte in seiner Hand — ein Diener erschien bald darauf.

„Die geschlossene Kutsche, sogleich. Du begleitest uns!" sagte er. Der Diener ging. In einer halben Stunde befanden wir uns auf dem Wege.

Das Stammschloß, ein altes ehrwürdiges Gebäude, leitete seinen Ursprung gewiß aus den Zeiten Ziska's her. Es war in Hufeisenform erbaut, die Ringmauern dem Zahn der Zeit schon ziemlich erlegen. Die Mittelfronte diente als Herrschaftswohnung. Der linke Flügel enthielt einen Waffensaal und an diesen stieß die Schloßkapelle, welche, die Ecke bildend, von drei Seiten hohe, mit Glasmalerei versehene Bo-

genfenster zeigte; der rechte Flügel enthielt Dienstwohnungen und Pferdeställe.

Mein Freund Allaschy war auf dem ganzen Wege stumm gewesen, ich überließ ihn seinen Grübeleien, vermied ihn durch Fragen aufzuregen, damit ich mich ja nicht um die Enthüllung eines gewiß eigenthümlichen, interessanten Geheimnisses bringe. Als wir durch das Schloßthor fuhren, schauerte er sichtbar zusammen, wandte rasch den Kopf nach dem der Kapelle gegenüber liegenden rechten Flügel und befahl dem Kutscher, so vor die Mittelfront zu lenken, daß auch nur dieser Flügel uns im Auge blieb. Ohne sich umzusehen, fast mit einem Sprunge, war mein Freund in den Schloßflur, über die Treppe in den ersten Stock. Er öffnete eine Thür, sie führte in ein großes nur mit einem Sopha versehenes Foyer, er warf sich darauf hin und schien neue Kräfte zu sammeln. Ich störte ihn durch keine Silbe. Nach kurzer Zeit erhob er sich wieder, öffnete eine andere Thür und ein großer Waffensaal lag vor uns, er schritt hinein und winkte mir zu folgen. Wir gelangten zu einer breiten Treppe, welche nach unten führte, und stiegen hinab. Ein schwacher Lichtschein, von unten kommend, erhellte die Treppe. Es war eine brennende Lampe. Hier angekommen, stand Allaschy still, nahm zwei dort stehende Pechfackeln, reichte mir die eine und sagte: „Wir bedürfen jetzt des Lichtes, entzünde sie wie ich."

Es geschah. Er öffnete nun die Thür eines unter-

irdischen Gewölbes. Ich erblickte in zwei Doppelreihen wohl siebenzig bis achtzig in schräger Richtung aufgestellte Särge. Wir standen vor der Familiengruft. Allaschy schritt rasch voran. Die brennende Fackel warf ihren falben Schein, als er sich umsah, um zu erforschen, ob ich auch folge, so auf sein Gesicht, daß es mich unheimlich durchzuckte und ich vor ihm zurückbebte. Die Augen stierten wie glühende Kohlen aus einem schneeweißen Leichengesicht, kein Lebender, ein drohendes Nachtgespenst erschien er mir in diesem Augenblicke.

Er mußte den Eindruck empfinden, denn er sagte: „Fürchte nichts und folge mir getrost," wendete sich dann wieder, schritt mitten durch die Sargreihen, dem entgegengesetzten Ende der Gruft zu. Hier erwartete er mein Herankommen, reichte mir die Fackel, ergriff den Deckel des vor ihm stehenden Sarges mit beiden Händen, legte ihn geräuschlos zur Seite, nahm mir dann die Fackel wieder ab, befestigte sie an einem Ringe in der Wand über dem geöffneten Sarge so, daß sie in schräger Richtung denselben beleuchtete und mich die Gestalt einer weiblichen Leiche erblicken ließ, über welche er sich sogleich warf und mir deren Gesicht verdeckte. Er schien der Erde nun völlig entrückt.

Die unheimliche Stille, die Kühle des Grabgewölbes, der Gedanke, nur von Leichen umgeben zu ein, machte die Situation wahrhaft unheimlich für mich, leichter Frost durchrieselte den Körper. Eine Viertel

stunde etwa hielt ich es aus, dann sagte ich: „Paul, komm' zu Dir, laß' uns zurückgehen."

„Graut es Dir?" sprach er, ohne sich zu erheben. „Ich kann mir's denken. — Wie wird Dir erst sein, wenn ich —" er brach plötzlich ab und sagte dann: „Ich beabsichtigte, sie Dir vorher zu zeigen, aber als ich den Sarg öffnete, erkannte ich, daß es besser sei, Du kennst sie nur im Bilde, wie sie war, nicht wie sie ist. In meinem Herzen kann dieser Anblick nicht zerstörend wirken. Die Lebensblüthe konnte der kalte Tod knicken, an meinem Herzensbilde zerschellt seine Macht, es blüht in unvergänglicher Frische wie in den Tagen meines höchsten Glückes."

Er hatte sich zwar bei diesen Worten ein wenig erhoben, beugte sich nun aber wieder fester und tiefer auf das Gesicht der Leiche herab, küßte deren Mund und flüsterte ihr leise etwas zu; dann erhob er schnell den Sargdeckel und schloß den Sarg so rasch, daß ich auch jetzt von den Zügen der Todten nichts erblicken konnte. Mit gleicher Hast ergriff er die Fackel und eilte mir voran dem Eingange des Gewölbes zu, verschloß es wieder, verlöschte die Fackeln, steckte sie wieder an den alten Platz und flog mit gleicher Eile die Treppe hinan.

V.

Erst als wir in ein Zimmer traten, dessen ganz geschlossene Vorhänge, bei der schon eingetretenen

Dämmerung, völliges Dunkel verbreiteten und sich Allaschy in ein Sopha warf, bemerkte ich, daß wir uns nicht in dem früheren Foyer befanden. Meine Stimmung war der Art, daß sie diese Dunkelheit zur unerträglichen machte uud ich bat ihn deshalb, entweder die Vorhänge zu öffnen, oder Licht bringen zu lassen.

„Zu der Mittheilung, welche ich Dir versprach, bedarf ich dieses Lichtes," sagte er. „Ich lebe mich mehr in die Situation hinein und Du wirst ebenfalls dadurch mehr und tiefer in dieselbe hineingeführt werden. Ich will sie auch nicht länger zurückhalten. Seit ich da unten war, ist mir, als ob meine Sehnsucht nach ewiger Vereinigung bald gestillt werden sollte. Wer weiß, ob ich Dir morgen mein gegebenes Wort erfüllen könnte."

„Paul — nicht solche düstere Phantasieen," rief ich und setzte mich zu ihm.

Er lehnte sich fest an mich an.

„So gewiß das, was ich Dir erzählen werde, die lautere Wahrheit ist — so gewiß ist mein Empfinden kein Phantasiespiel — die nächste Zukunft wird Dir jeden Zweifel nehmen. Ich glaube nun fast selbst, daß Dich das Schicksal gerade jetzt hierhergeführt hat, damit ich das grauenvolle Geheimniß noch in eine Menschenbrust niederlegen soll, bevor ich scheide. Seit ich den Namen der Grafen v. W. annahm, zählen mich die Unterirdischen zu den ihren."

Er seufzte tief auf, dann fuhr er fort:

„Ich will Dich nicht mit einer langen Liebesgeschichte quälen — sie bewegt sich ja stets im alten Einerlei Du hast den Eindruck empfunden, den ihr Bild auf Dich machte — empfinde nun auch, was mich durchbeben mußte, dem diese Züge lächelten, diese Blicke Gewährung strahlten, dieser Purpurmund zuhauchte: „Dein auf ewig!“ —

Er hielt wieder inne, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und fuhr dann fort: „Helene, Gräfin v. W. das einzige Kind eines der ältesten und edelsten Geschlechter dieses Landes, lebte, als ich sie kennen lernte, in P. bei Verwandten. Ihr Vater, Obrist in des Landesherrn Diensten, stand in Italien. Ein Blick genügt der Liebe, um zu zünden, sich zu verstehen, sich zu vereinen für ewig. Wir sahen und liebten uns. Da hast Du unsere ganze Liebesgeschichte. Wie nun die Liebe nie fragt, ob sie darf, so eint sie sich auch nie mit Vorsicht. Sie schwelgt im gegenseitigen Anschauen und vergißt, um sich zu schauen. So war unser geheimes Verständniß noch kaum zwischen uns ausgebrochen — bald ein öffentliches für die Welt. Die Convenienz hält aber starr an alten Satzungen — ob Herzen brechen, ist ihr einerlei — wenn nur der alte vergilbte Stammbaum kein Makelreis trägt. Mein Adel grünte kaum ein halbes, der des Grafen von W. mehr als drei Jahrhunderte. Unser Verhältniß war also für den alten Stamm-

baum eine unvertilgbare Schmach. Der Vater der Geliebten ward heimlich unterrichtet — die Geliebte verschwand plötzlich. Das war die Zeit, wo meine Briefe an Dich ausblieben. Konnte ich etwas Anderes denken, als sie? — Zwei Monate etwa verflossen mir in schrecklicher Ungewißheit. Da läuft ein Brief von fremder Hand an mich ein. Er ist von Helenen's Vater. Er ladet mich hierher auf sein Stammschloß. Ich folge der Einladung. Der Graf erklärt mir unumwunden, daß er, einer Mißheirath vorzubeugen, seine Tochter heimlich hierher habe entführen lassen, daß sie seitdem gekränkelt und die Furcht, sie zu verlieren, ihm ein Auskunftsmittel eingegeben, nämlich: daß ich mich verpflichte, seinen Namen in der Folge dem meinigen voranzusetzen, damit derselbe in dieser Abzweigung auf die Nachwelt übergehe. Unter dieser Bedingung wolle er sich den Verhältnissen beugen, unsere Verbindung zugeben.

Was lag mir an dem Namen, wenn ich die Geliebte errang! Ich gelobte Alles und der Graf führte mich zu Helenen.

Ich fand die Geliebte so verändert wieder, daß ich kaum eines Wortes mächtig war. Besorgt schloß ich sie an meine Brust; sie duldete es, aber erwiederte es nicht, wie ehedem, mit gleicher Gluth. Der Carmin der Wangen war erloschen, das eigentlich warme Leben schien erstorben, ein kaltes Marmorbild ruhte an meiner Brust. Wollten sich auch momentan die Wangen etwas

röthen, blies ein aus dem Innern stammender Schauer den schwachen Anflug gleich wieder fort. Es durchbebte sie sichtbar eine unheimliche Furcht. Mir blieb jedoch keine Zeit, mich mit diesem Zustande vertrauter zu machen; denn der Graf erschien wieder, mich abzurufen, um die bereits ausgefertigte Namens-Adoptiv-Urkunde zu unterzeichnen.

Als dies in seinem Gemache geschehen war, sagte er: „Nehmen Sie nun noch auf kurze Zeit Abschied von Ihrer Braut, reisen Sie nach P. und ordnen Sie so schnell als möglich Ihre Angelegenheiten; ich werde indeß Alles zu Ihrer Trauung vorbereiten, welche ich hier in der Einsamkeit aus vielerlei Gründen vollzogen wissen will. Der Zustand meiner Tochter wird sich ja durch die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche bald besser gestalten. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meinen Sohn.“ Er umarmte mich. „Also reise, mein Sohn, und kehre bald zurück.“ Er küßte und entließ mich.

Wenn uns die langverschlossene Glückespforte so plötzlich und weit geöffnet wird — wer hegte da noch Zweifel, daß bei'm Hineintreten nicht auch alle Wünsche Erfüllung fänden! Auch ich nahm mit Gewißheit die schnellste Besserung im Zustande der Geliebten an und eilte mit Wonnegefühlen zu ihr, umschloß sie, entdeckte ihr Alles und glaubte wirklich schon jetzt mehr Wärme, mehr Erwiederung der ihr gespendeten Liebkosungen zu empfinden; aber dennoch glich ihr

ganzes Benehmen einer wahren Seelenabwesenheit. Sie war wie eine wachend Träumende, die sich vor einer Freudenäußerung fürchtet, um den schönen Traum nicht zu zerstören. — Der anfahrende Wagen erinnerte mich an den Aufbruch. Als ich sie jetzt noch einmal umschließen wollte, sank sie mit der ganzen Seligkeit früherer Zeiten in meine Arme und erwiederte meinen Kuß mit der innigsten Gluth wahrer Liebesempfindung. Dies bestärkte meine Ueberzeugung baldiger gänzlicher Genesung mit unserer kirchlichen Vereinigung, und beseligter warf ich mich in den Wagen, der mich nach P. tragen sollte, beruhigter langte ich dort an.

VI.

Meine Angelegenheiten waren in sechsunddreißig Stunden geordnet, und wenn auch etwas spät, konnte ich doch am folgenden Abend wieder auf dem Stammschlosse erscheinen. Eilf Uhr war vorüber, als ich dessen Thore passirte. Alle Fenster waren dunkel; denn man hatte mich noch nicht erwartet. Die herrschende tiefe Stille zeigte, daß Alles bereits im Schlafe liege. Ich befahl deshalb dem Kutscher, möglichst geräuschlos auszuschirren, ging über den durch das Mondlicht hell erleuchteten Schloßhof und gelangte so zu meinem Zimmer, ohne daß mich Jemand gewahrte, oder im Schlafe gestört wurde.

Mein Zimmer lag der Schloßkapelle schräg gegen-

über. Die Fenster waren den Tag über geschlossen gewesen, die Luft gedrückt; ich eilte, sie zu öffnen. Da erklingt von der Kapelle herüber lauter und deutlicher Orgelton. Ich traue meinen Ohren nicht, lege mich lauschend weit zum Fenster hinaus — ich hatte mich nicht getäuscht. — Jetzt schweigt die Orgel und Worte, laut gesprochene Worte dringen, wenn auch unverständlich, zu mir herüber. Ich lausche mit der größten Vorsicht, um etwas zu verstehen — vergeblich. Nun verhallt das letzte Wort und die Orgel fällt wieder ein. Alles kommt aus dem Innern der Kapelle und klingt wie das Requiem für einen Todten. Der Mond warf sein Silberlicht so hell und glänzend auf die Fenster der Kapelle, daß ich, trotz aller Anstrengung, nicht genau erkennen konnte, ob diese von innen oder von außen erhellt wurden.

Wer konnte um Mitternacht in der Kapelle sein? Dieser Gedanke allein erfüllte mit tausend Fragen und Folgerungen mein Gehirn und flößte mir eine unheimliche, mich durchfröstelnde Empfindung ein. Wie von unsichtbarer Gewalt beherrscht, zog es mein Gefühl, mein Denken, so oft ich mich auch abzuwenden versuchte, wieder nach der Kapelle hin. Die Schloßuhr verkündete jetzt die Mitternachtsstunde und — plötzlich war Alles verschwunden.

Kein Schlaf kam in mein Auge, wie sehr ich ihn auch suchte. Mit Sehnsucht erwartete ich den Morgen, um wo möglich das Räthsel zu lösen.

Als ich mich vom Bette erhob, war es sechs Uhr früh. Es trieb mich wieder unwillkürlich an's Fenster, zog meinen Blick nach der alten Kapelle. Alles war, wie ich es vor Kurzem verlassen. Gewaltsam wandte ich mich ab und vollendete meinen Anzug.

Um sieben Uhr schon stand ich vor des Grafen Zimmer, mir eine Unterredung von ihm zu erbitten.

„Der Herr Graf schlafen noch," sagte der Kammerdiener.

„Ich muß ihn sprechen, wecken sie ihn," entgegnete ich mit Entschiedenheit.

Der Alte ging kopfschüttelnd. Mich trieb es wieder an's Fenster, den Blick nach der Kapelle gerichtet. Es bewies sich auch bei mir: je größer das Grauen, desto anziehender die Kraft des Unheimlichen, Uebernatürlichen. Ich versenkte mich wieder so tief darin, daß der zurückkehrende Kammerdiener mir die Meldung: „der Herr Graf erwarte mich," zum zweiten Male machen mußte, ehe ich sie hörte.

Der Graf empfing mich, nur flüchtig angekleidet, im Schlafrocke. „Ihre frühe Erscheinung erschreckt mich fast," rief er mir entgegen.

„Mich hat eine späte, gestern Abend, bald nach meiner Ankunft hier im Schlosse, wirklich erschreckt!" erwiederte ich mit starker Betonung.

Der stolze Mann bebte bei diesen Worten sichtbar zusammen. Er wollte etwas fragen, das zeigten die sich bewegenden Lippen; aber kein Laut kam über

dieſelben. Seine Zügen wurden bleicher, ſeine Augen richteten ſich ſtarrer auf mich, als wollten ſie in meiner Seele das Geheimniß leſen.

Ich wußte mir dieſen Zuſtand nicht anders zu deuten, als daß ihm gewiſſe Dinge nicht ganz fremd ſeien, und brachte dies in Zuſammenhang mit ſeinen Aeußerungen bei unſerer erſten Unterredung. Ein Wink ſeiner Hand forderte mich jetzt zum Sprechen auf.

Ohne ſich zu regen, ohne eine Miene zu verändern, hörte er meine Mittheilung bis dahin an, wo ich ſagte, „das Ganze ſei mir erſchienen wie eine Seelenmeſſe für einen Todten.“ — Bei dieſen Worten durchzuckte es ihn, daß er die Lehne eines Seſſels ergriff, um ſich aufrecht zu erhalten. In dieſer Stellung verharrte er einige Secunden; dann rief er zitternd und durchdringend:

„Und ſahen Sie, wem dieſelbe galt?!!“

Ich ſah ihn überraſcht und fragend an.

„Ja ſo,“ ſagte er nach kurzer Pauſe, „Sie wiſſen ja nicht — waren nicht —“ Er ſtrich mit der Hand über das Geſicht, ſchob den bisher feſtgehaltenen Stuhl etwas zurück, ſeufzte tief auf, ſchritt raſch zur Thür und ſchob den Riegel vor.

„Ich bin Ihnen Aufklärung ſchuldig,“ ſagte er zurückkehrend, „und will ſie Ihnen auch nicht länger vorenthalten. Sie werden in ihr zugleich Mitgründe für meine Sinnesänderung finden, für mein ganzes Handeln. Sie ſind ja nun mein Sohn; wozu noch

Geheimnisse? Es geht eine alte Sage durch unser Haus, nur den männlichen Sprossen jederzeit mitgetheilt, daß vor Jahrhunderten eine Gräfin von W. mit dem Schloßkaplan in verbotenem Umgange lebte. Der Graf, ihr Gemahl, überraschte die Ehrlose in des Buhlen Arm und durchstach sie. Den pflichtvergessenen Kaplan ließ er in jenen Thurm" — er deutete nach demselben — „werfen und dort den Hungertod erleiden. Darum führte derselbe den Namen „Hungerthurm." Seit jener Zeit will man, wie selbst die alte Schloßchronik erzählt, wahrgenommen haben, daß dieser Mönch jeden Todesfall in der Familie vorher anzeige, indem er für diejenigen, welche dem Tode verfallen sollen, dort in der Kapelle in Zwischenräumen um Mitternacht Seelenmessen abhalte. Gleichzeitig mit der Beendigung der dritten, bei welcher der Leichnam des Betreffenden täuschend ähnlich vor ihm im Sarge liegen und von ihm geweiht werden soll, sei auch stets der Tod desselben, entweder durch Zufall oder auf natürlichem Wege erfolgt. — Da dies mehrere Generationen wahrgenommen haben wollen, so wurde das Schloß, trotz seiner reizenden Lage, nicht mehr bewohnt und würde gewiß schon längst verfallen sein, wenn sich nicht an jene Sage zugleich die knüpfte, daß mit dem gänzlichen Verfall desselben auch das gänzliche Erlöschen unseres Stammes innig verbunden sei. Zur Erhaltung des Schlosses wurden deshalb stets Kastellane hierhergesetzt und von diesen, wenn gleich un-

bekannt mit jener Sage, haben mehrere das Abhalten jener mitternächtigen unheimlichen Seelenmessen berichtet, welches stets mit einem eingetretenen Todesfall in unserer Familie zusammentraf. Sei es, daß andere Kastellane später weniger darauf geachtet — genug, die Sache schien in Vergessenheit zu kommen, es starben wie immer Familienglieder, ohne daß eine Anzeige jener dunkeln Erscheinungen einlief. Der von meinem Vater eingesetzte, letztverstorbene Kastellan, ein ergrauter Diener unseres Hauses, war nach langer Zeit der Erste, welcher jene Erscheinung gesehen haben wollte, sie traf mit dem Tode meiner Eltern zusammen.

In den Kriegsjahren gegen den französischen Usurpator stand ich im Felde und auch mein Sohn diente als Lieutenant in der kaiserlichen Armee. Meine Gemahlin und Ihre Braut, damals noch Kind, lebten in P. Bei Annäherung des Feindes bezog dieselbe, unbekannt mit jener Sage, und ohne es mir vorher anzuzeigen, dieses Schloß.

Kurz vor ihrem Erscheinen hier, hatte derselbe Kastellan den mitternächtigen Spuck in der Kapelle wieder beobachtet. Wenige Wochen anwesend, hatte sie das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden und sich so schwer zu verletzen, daß sie gefährlich erkrankte und starb. Jener Kastellan wollte nun in der Mitternacht, vor Ihrem Tode, abermals jene Erscheinung in der Kapelle wahrgenommen haben. Mein Sohn fiel in der Schlacht bei Wagram und

wunderbar, ein Bericht des Kastellans zeigte mir das Abhalten der mitternächtigen Messe in der Kapelle vorher, und mit dem Eintreten des Todesfalles selbst an.

Meine Tochter übergab ich jenen Verwandten in P., wo Sie dieselbe kennen lernten. Diese zeigten mir auch Ihr Verhältniß mit meiner Tochter an, welches Ihres jungen Adels wegen ein Makel für unsern reinen Stammbaum werden mußte. Jener Sage nicht gedenkend, eilte ich hierher und ließ auch mein Kind hierher kommen, um mit väterlicher Gewalt auf ihr Gemüth einzuwirken. Ich sah ihren Schmerz und blieb fest um unseres Stammes willen. Anderweitige passende Heirathsverbindungen wurden von mir angeknüpft, vor Ablauf meines Urlaubs sollten diese noch geschlossen werden. Ich sah mein Kind leiden, ich wollte es nicht sehen und betrieb Alles mit möglichster Eile. Da sitze ich eines Abends, über empfangene Briefe nachdenkend, es mochte eine Viertelstunde nach elf Uhr sein, als ich leise Orgeltöne zu vernehmen glaube. Obgleich das Andenken an jene Sage sofort in mir erwacht, will ich doch meinen Ohren nicht trauen, eile an's Fenster, öffne es — die Töne schlagen deutlicher an mein Ohr und kommen von der Kapelle her. Eine unbeschreibliche Angst erfaßt mich. Es fiel mir nicht ein, zu denken, daß diese Töne auch mir gelten könnten — ich dachte jetzt nur an mein leidendes Kind. Ihre Todtenmesse mußte es sein, ihr Lebensfunke sollte verlöschen und mit

Flammenschrift stand es vor meiner Seele, du, der Vater, wurdest um deines Stammbaums willen, der Mörder deines einzigen Kindes. Fühlen Sie die Angst meines Innern, die Besorgniß, diesem Vorwurfe zu entgehen, fühlen Sie sie, ich vermag sie Ihnen nicht zu schildern. Ich brach alsbald alle eingeleiteten Heirathspläne ab und da ich in einer Verbindung mit Ihnen das einzige Mittel zu erblicken glaubte, möglicherweise mein liebes Kind noch zu retten und dem schrecklichen, ewig nagenden Vorwurfe, sie durch meine Härte getödtet zu haben, zu entgehen, schrieb ich, ohne die Familie zu unterrichten, an Sie, gab unter den bereits abgeschlossenen Bedingungen meine Einwilligung, weil ich glaube, dadurch einen Vermittlungsweg angebahnt zu haben und wünsche darum auch, daß hier in der Einsamkeit Alles bereits abgeschlossen sei, wenn es die Familie, die Welt erfährt."

Er schwieg hier ziemlich lange. Die Erzählung hatte ihn angegriffen, er bedurfte der Erholung. Sich in einen Sessel niederlassend, fuhr er nach einem schweren Seufzer fort:

„Sie wissen nun Alles. Ob mir, ob meiner Tochter jene Todesmahnung galt, ob einem andern Gliede der Familie — wer vermag das mit Sicherheit zu bestimmen — doch sei es, wie es wolle, meine Brust soll vorwurfsfrei sein für alle Fälle, mein Kind soll nach seinem Herzen glücklich werden und Du, mein

Sohn" — er reichte mir die Hand hin — „nicht wahr, Du wirst es glücklich machen?"

Ich reichte dem Grafen stumm die Hand und drückte sie warm und innig, sprechen konnte ich nicht, denn angstvolle Besorgniß um die Heißgeliebte, die ich nun zwei Tage nicht gesehen, durchbebte mich. Mit ihr besaß ich Alles, was das Leben verschönt, ihr Verlust raubte meinem Leben selbst jeden Reiz. Ich wollte mich entfernen, um mich von dem Zustande der Geliebten zu überzeugen, der Graf hielt meine Hand fest.

„Ich habe Ihren Händedruck auch ohne Worte verstanden, ich darf ruhig sein. Doch nun noch Eines. Eine gestern ganz unerwartet empfangene Ordre ruft mich sofort nach Italien zurück und werde ich gleich nach Ihrer Vermählung abreisen, ich darf es ja jetzt mit ruhigem Herzen. Geloben Sie mir, dann ebenfalls sogleich dies unheimliche Schloß zu verlassen, aber für dessen Instandhaltung Sorge zu tragen, obgleich es besser verfiele, denn es gehen Dinge darin vor, welche auch die gesundeste Natur zerrütten können. Ich will Ihnen nicht verhehlen. daß meine ganz unerwartete und dringende Zurückberufung nach Italien, welche ich gerade an dem Tage erhalte, wo Sie Zeuge der, wahrscheinlich zweiten, unheimlichen Seelenmesse wurden, mehr als früher den Gedanken in mir aufsteigen läßt, sie gelte vielleicht doch mir und der Tod könne mich unterwegs, wie meine selige Ge-

mahlin, auf eine ungewöhnliche Weise ereilen. Nun, wie Gott will, mein Haus ist ja nun für alle Fälle gut bestellt.“ Er faßte abermals meine Hand und drückte sie warm und kräftig.

Der Mensch glaubt immer gern das, was er wünscht; so redete auch ich mir ein, daß der Graf wohl recht haben und die Todtenmesse ihm gegolten haben könne — er war ja älter, stand also auch dem Grabe näher. Es wurde mir durch diese Sophismen wirklich leichter um's Herz. Ich gelobte dem Grafen Alles und eilte beruhigter zur Geliebten. Diese Beruhigung sollte hier noch größere Nahrung finden, denn Helene empfing mich mit ungemeiner Heiterkeit, sie lächelte und scherzte über ihr früheres Treiben, war ganz Liebe wie ehemals und sprach mit Entzücken von unserer nahen Vereinigung. Was Wunder, wenn ich darüber der früheren Scenen ganz vergaß.

In kosender Umarmung überraschte uns der Graf. Er schien seinen Augen kaum zu trauen, als er seine Tochter so wohl, heiter und glücklich sah. Er verstummte fast darüber und ich glaubte deutlich in seinen Zügen zu lesen, daß er jene unheimliche Seelenmesse nun mit Gewißheit auf sein nahes Ende deutete. Er schlug dann zwar mit großer Selbstüberwindung einen heiteren Ton an, aber ich merkte den Zwang, fühlte, daß es nur Maske sei, uns über seinen wahren Seelenzustand zu täuschen.

VII.

Als ob ein neuer Frühling für Helene hereingebrochen sei und mächtig strebe, seine Blüthen am Lichte zu entfalten, so erblühten verjüngte Rosen wieder auf ihren Wangen und färbten sie mit dem zartesten Carmin. Ihr Auge zeigte wieder frisches Leben, strahlte im erhöhten Glanze, ihre Züge lächelten wieder beseligte Liebe, ihre Lippen hauchten wieder unbefangene Heiterkeit in schalkhaften Worten aus. Was braucht es mehr als kurze Sonnenblicke des Glückes, um düstere Wolken trüber Vergangenheit zu verscheuchen. Ich war glücklich wie ehedem und vergaß Alles, wenn sich die Heißgeliebte an meine Brust schmiegte. So schwanden zwei Tage dahin, der dritte sollte unser Trauungstag sein. Ich dachte, ich ersehnte nichts mehr, als diesen Augenblick.

Mag sein, daß ich den Grafen im Wonnetaumel meines Glückes nicht mehr so scharf beobachtete, aber er schien mir, am Vorabende dieses Tages wenigstens, auch ein Anderer geworden, denn er scherzte und lachte mit uns bis die Schloßuhr die elfte Abendstunde verkündete: dann erhob er sich, küßte Helene herzlich und sagte: „Eine Braut darf bei der Trauung kein übernächtiges Aussehen zeigen, darum gute Nacht."

Er ging zur Thür. Ich schloß die Geliebte noch einmal fest an's Herz.

„Zum letzten Male gute Nacht, mein Geliebter," flüsterte sie, meinen Kuß zärtlich erwiedernd.

„Als Braut," sagte ich. „Morgen flüstern wir uns entschlummernd ein beseligendes „„Schlafe sanft und süß"" zu."

Sie erröthete und entwand sich meinen Armen. Ich folgte dem Grafen. Seine Gemächer lagen unweit den ihren — mich hatte man ein wenig entfernter gebettet.

In meinem Zimmer angelangt, mit dem Entkleiden beschäftigt, schlagen wieder jene säuselnden, unheimlichen Töne an mein Ohr. Ich erbebe. Es drängt mich zum Fenster — ich öffne es — keine Täuschung. Dieselben Orgeltöne dringen von der Kapelle herüber. Es treibt mich allgewaltig in die Kleider und zieht mich dann mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus, leise über den Corridor — über den Schloßhof — zur Kapelle. Ich höre deutlich im Innern der Kapelle sprechen — aber unverständlich — doch sind es menschliche Laute. Ich lege das Ohr an die Thür — es wispert, flüstert, säuselt im Innern wie gedämpfter Gesang und leiser Orgelton — durch das Schlüsselloch strahlt wirklich eine eigenthümliche Helle von innen heraus. Ich beuge den Kopf hinab, lege das Auge dicht daran — die Kapelle ist wirklich von einem wunderbaren, blauweißen, matten, magischen Schein erfüllt. Weiter konnte ich nichts erblicken, aber ich wollte sehen, sehen, was um Mitternacht hier vorgeht und koste es, was es wolle. Ich tappe an der Wand umher, um eine Stelle zu finden,

welche mir erlaubt, zum Fenster hinaufzuklettern, von wo aus ich Alles überblicken konnte — richtig — hier hat der Zahn der Zeit einige Steine heraus gebröckelt. Wie ich hinauf zum Fenster kam, ich weiß es nicht — aber ich war oben, ehe ich es dachte und unsichtbare Hände mußten mich halten, sonst begreife ich nicht, wie ich dort festhing. — Meinen Augen schien plötzlich doppelte Sehkraft verliehen — so hell und klar war Alles das, was ich, durch das Fenster in das Innere der Kapelle schauend, erblickte. — Auf dem Altare standen zwei große silberne Kandelaber mit dicken brennenden Wachskerzen, aber der Lichtschein war kein gewöhnlicher, Alles erschien in ihm wie überirdisch, klar und doch halb verhüllt, blendend und doch wohlthuend, anziehend. Vor dem Altare ein Mönch, mir zugekehrt, ein Todtenkopf mit grauweißer Haut überzogen — die Augenhöhlen wie leer — schwarze Oeffnungen und doch wie leuchtend aus tiefster Tiefe — die Mundkiefern bewegten sich auf und nieder, als ob sie sprächen und ließen dabei zwei Reihen fester, schöner Zähne sehen — und der Mund sprach auch — der Ton wie hauchartig und doch durchdringend war bis außerhalb der Kapelle deutlich zu vernehmen, aber durchaus nicht verständlich. — Die Hände wie am Skelet, Knochen, die in den Wirbeln festhingen, waren gefaltet und erhoben, dadurch fiel das aschfarbene Gewand, welches, mit einer Kapuze versehen, den Hintertheil des Schädels verhüllte, an

den Armen etwas zurück und ließ die beiden Hauptknochen der Vorderarme erblicken, über welche ebenfalls nur eine vertrocknete Haut gespannt schien. Vor ihm stand ein offener, aber bedeckter Sarg. Der Mönch wendete sich jetzt, nahm ein Gefäß vom Altar, faßte mit der einen Hand die Sargdecke, tauchte die andere in das Gefäß und besprengte den Inhalt des Sarges, wie wenn man etwas weiht, und die Mundkiefern bewegten sich dabei, als ob sie leise den Segen murmelten. So scharf auch mein Auge blickte, die Decke hing zu tief, um etwas von dem Sarginhalte entdecken zu können. Jetzt will er abermals in das Gefäß tauchen, dadurch hebt die Hand, welche die Sargdecke gefaßt, diese etwas höher — der falbe Lichtschein fällt scharf hinein, da kommt ein Gesicht, leichenblaß, todt zum Vorschein — die Züge werden deutlicher — immer erkennbarer — meinen Körper durchrieselt es eiskalt — ein Schlottern aller Glieder folgt demselben — die bis dahin gelähmte Stimme schreit laut und gellend „Helene!“ — die Sinne schwinden. Was weiter geschah — ich weiß es nicht.

Als ich wieder erwachte, verkündete die Schloßuhr die erste Stunde des neuen Tages. Ich lag auf dem Erdboden dicht vor der Kapelle, aber ich war wieder vollkommen meiner Sinne Herr. Alles, was ich gesehen, es stand deutlich vor mir — ich konnte das Gräßliche allein nicht tragen. Obgleich es noch tiefe Nacht war, stürze ich zu des Grafen Zimmer. Er

mußte öffnen, mußte erfahren, was geschehen. Er bebte bei der Erzählung sichtlich zusammen, dann ergriff er ein Licht, faßte meine Hand und zog mich rasch und energisch mit sich fort zu Helenen's Gemach. Er pochte leise — keine Antwort — er pochte lauter, dringender — Grabesstille im Innern des Gemaches. — Entsetzen erfaßte uns Beide — stumm starrten wir uns einen Moment an, dann griffen wir zu gleicher Zeit und mit gleicher Heftigkeit nach dem Thürdrücker. — Das Zimmer war von innen verriegelt — jeder Zeitverlust gefährlich. — Wir stemmten uns gegen die Thür — drückten mit aller Kraft — die Thür weicht. — Das Zimmer ist erhellt durch die Nachtlampe, welche vor dem Bette Helenens brannte. Wir stürzen zu ihrem Lager — die Nachtlampe beschien das Antlitz — einer eben Verstorbenen. — Der Körper war zwar noch nicht ganz erkaltet — aber kein Lebensathem wohnte mehr in ihm. — Der Puls hatte für diese Welt zu schlagen aufgehört. — Sie mußte mit einem schönen Traume von der Erde geschieden sein, denn ihre Züge waren die eines verklärten, selig lächelnden Engels. — Der Todeskeim hatte also, trotz der anscheinenden Besserung in ihr fortgewüthet, die unheimlichen mitternächtigen Seelenmessen ihr gegolten und die dritte sie plötzlich von der Erde abgerufen."

Mein Freund schwieg hier, die Erinnerung an jenen Moment mußte ihn mächtig erfassen und er-

matten: er schloß die Augen und sank ganz erschöpft in meine Arme.

Sonst gewohnt, an derlei Ammenmärchen meinen Spott zu üben, schloß mir diesmal eine gewisse Bangigkeit die Lippen, denn die Erzählung kam aus einem Munde, der sich ebensowenig wie ich jemals durch Ammenmärchen hatte einschüchtern lassen. Ich blickte besorgt auf den Freund und war froh, als er sich wieder zu regen begann.

„Was noch folgte, künden wenige Worte," sagte er, „Der Trauungstag wurde ein Trauertag — Helenens Einsegnung zum neuen Leben — ihre Einsegnung zum Tode. Den Grafen litt es nicht länger dort. Kaum war die Leiche in der Familiengruft beigesetzt, so rollte der Wagen, welcher ihn nach Italien trug, auch schon durch das Schloßthor. Ich gehorchte zwar seiner wiederholten Mahnung, das unheimliche Schloß gleichfalls zu fliehen, aber mit dem Erlöschen der Lebensfackel der Geliebten ward auch der meinigen die Nahrung entzogen, sie versiecht immer mehr und ich fühle, die Zeit ist nicht mehr fern, wo der Geist des Schloßkaplans auch meine dritte Seelenmesse lesen und mein inniger Wunsch nach ewiger Wiedervereinigung mit Helene Erhörung finden wird."

Er faltete seine Hände wie zum Gebet, schloß die Augen wieder, ließ das Haupt auf die Brust herabsinken und zwischen den geschlossenen Wimpern zeigten sich Thränen.

Wie viel Beredsamkeit der Mensch auch sonst besitzen mag, es kommen Augenblicke, wo sie ihn so gänzlich verläßt, daß er dasteht, wie ein Schulknabe, der nichts gelernt hat und auf des Lehrers Fragen kein vernünftiges Wort zu erwiedern weiß. In solcher Lage befand ich mich jetzt. Was ich auch hervorbrachte, es war so flach und haltlos, daß ich mich zu schämen anfing und froh war, als mein Freund den Wunsch aussprach, sich zur Ruhe zu begeben.

Als er sich niedergelegt hatte, schob ich einen Lehnstuhl an sein Bett, um seinen Schlaf zu bewachen. Seine ruhigen Athemzüge verkündeten bald, daß ihn ein wohlthätiger, vielleicht stärkender Schlummer bereits in seinen Armen wiegte. Ich lehnte mich in den Stuhl zurück und ließ Alles, was ich heute erfahren, an meinem Gedächtniß vorübergehen. Wie wunderbar, wie unbegreiflich Alles, es war kaum zu bestreiten, daß der Sache etwas Wahres zu Grunde liegen mußte, und eben so gewiß war es, daß mein Freund dieser Gegend so schnell als möglich wieder entführt werden mußte, wenn er genesen sollte.

Ueber einen Plan nachdenkend, wie dies am Besten und Schnellsten zu bewirken sei, war ich so tief in's Grübeln gerathen, daß ich den Stundengang überhört hatte. Ein dumpfes Rasseln über mir ließ mich zusammenschrecken. Bald gewahrte ich, daß es von der, sich gerade über uns befindenden Schloßuhr herrührte, welche eben die volle Stunde anzuzeigen

begann. — Ich zählte — es war elf Uhr Nachts. — Ich sah auf meinen ruhenden Freund, er athmete sanft und gleichmäßig wie früher, das Geräusch der Uhr über uns hatte ihn nicht gestört.

Auch mich ergriff jetzt einige Müdigkeit — im Lehnstuhl war es mir doch etwas zu unbequem. Dem Bette meines Freundes gegenüber stand ein Sopha, dorthin begab ich mich, um es mir bequemer zu machen. In meinen Kleidern streckte ich mich darauf hin. Die Augen schließend, wenn auch nicht schlafend, mochte ich so einige Minuten liegen — da glaube ich leise Musik zu vernehmen. — Ich öffne rasch die Augen wieder — im Zimmer ist Alles still — aber die Musik säuselt sanft und klagend fort und, scheint vom Schloßhof herauf zu tönen. — Ich erhebe mich etwas — beuge den Kopf gegen das Fenster — es sind Orgeltöne. — Bei dieser Ueberzeugung durchschauert es mich wie Gespensterfurcht — ich vermag es nicht, mich völlig zu erheben und doch auch nicht mein Ohr von den wunderbaren Tönen abzuwenden. — Endlich kehrt mein Muth wieder. „Schäme Dich," flüstere ich mir selbst zu, raffe mich gewaltsam auf, eile an's Fenster, die Töne kommen wirklich von der Kapelle her. — Unheimliche Ahnung durchzuckt mich. — Ich eile zurück an das Lager meines Freundes — er schläft sanft athmend und äußerst ruhig. Ich athme wieder auf, aber ich vermag es nicht, lange bei ihm auszuharren — die flüsternden Töne bezaubern mein

Ohr, ziehen mich sinnberückend mit magischer Gewalt wieder zu dem Feuster — lassen mich, ihnen horchend, Alles um mich her vergessen — versenken mich in einen lethargischen Zustand.

Dumpfes Rasseln über mir erweckt mich zum zweiten Male aus meinem Hinbrüten. — Es ist abermals die Schloßuhr. — Ich lausche ihren Schlägen — zähle — sie verkündet die Mitternachtsstunde. — Mit ihrem letzten Schlage verhallen auch die Töne in der Schloßkapelle. — Einige Secunden stehe ich noch lauschend, ob sie nicht wieder beginnen werden — dann eile ich zurück zum Lager meines Freundes. — Er liegt still und ruhig wie vorher — aber — keine Täuschung — ich vernehme keinen Athemzug. — Ich fasse seine Hand — sie ist lebenswarm — ich fühle weiter — kein Pulsschlag ist zu fühlen. — Das erschreckt mich so, daß ich ihn unwillkürlich ergreife — erhebe und ihn emporzurichten versuche. — Entsetzlich! Der Körper entgleitet meinen Händen, sinkt in sich zusammen und fällt auf das Bett zurück.

„Paul, lieber Paul, erwache!“ schrie ich, ihn wieder umschlingend, in Verzweiflung. — Umsonst! In meinen Armen halte ich — eine Leiche!

So war dies also heute seine dritte Seelenmesse gewesen. — Darum wohl auch sein heißes Sehnen nach diesem Orte. Er fühlte seine Auflösung und es drängte ihn, in der Nähe der Heißgeliebten den letzten irdischen und den langen ewigen Schlaf zu beginnen.

Ihm sind jene dunkeln Räthsel nun wohl gelöst, jene unheimlichen Seelenmessen aufgeklärt, aber mir ist bis heute noch Alles dunkel und ich kann nur mit Shakespeare sagen: „Es gehen wirklich Dinge unter diesem Monde vor, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Die

Schlokzherrin ohne Schlokz.

Novelle von L. Du Bois.

I.

Die Skizze in Oakland's Mappe.

In der vorigen Woche speiste ich bei meinem Freunde, Lord Oakland, in seiner Wohnung am Arno, in Florenz, wo er eine Stellung bei der britischen Gesandtschaft einnimmt. Der Abend war drückend heiß. Ein stiller, trüber Himmel hing über der Stadt, und die Sterne schienen nur durch einen purpurnen Nebel auf das nahe Campanile und die entfernteren Abhänge von Bellosguardo. Selbst die Eisweine auf seinem Tisch vermochten uns nicht die Schwüle des Abends zu mildern, der ihn und mich unwillkürlich an andere Abende erinnerte, welche wir als junge Männer von zwanzig Jahren, mit frischer Empfänglichkeit für alles Neue, in den üppigen Gegenden des Orients zusammen verlebt hatten. Der Arno floß durch seine Brücke unter uns, und wir lehnten rauchend über das Geländer des Balkons, auf dem wir saßen, während ich zerstreut eine mit Skizzen und Zeichnungen gefüllte Mappe meines Freundes durchblätterte. Mancher geniale Künstler ist durch seine zufälligen Ver-

hältnisse für die Kunst verloren gegangen. Zu dieser Klasse gehörte auch Dakland, denn seine Skizzen waren meisterhaft. Die Mappe stand dicht neben mir, und ich nahm von Zeit zu Zeit, in den Pausen unserer Unterhaltung, ein Blatt aus derselben hervor, betrachtete es, und blickte dann wieder träge über den Fluß und die vom Monde beleuchtete Stadt Dante's, die ihren Jünger so lange vergessen hat.

„Beim Jupiter, was für ein schönes Gesicht ist dieses! Wer ist das Original?" fragte ich, ein Blatt mit einem weiblichen Kopfe hervorziehend, der mit großer Kunst ausgeführt war und von meines Freundes Hand die Unterschrift „Florelle" trug, während von einer andren und, wie es schien, weiblichen Hand hinzugefügt war, „la chatelaine sans chateau!" Es war ein Gesicht von großer Schönheit, mit niedriger, griechischer Stirn, blondem Haar und jenen großen, sanften, schwimmenden Augen, die man nur bei der Südländerin findet, und die aus dem Bilde mit ernstem, sinnendem, theils kindlichem, theils melancholischem Ausdrucke hervorschauten. Dakland blickte auf, sah die Skizze, und streckte hastig die Hand darnach aus, die ich jedoch abwehrte.

„Ich will es mir ansehen," sagte ich. „Es ist ein schöner Kopf; ich wollte nur, wir hätten das Original hier. La chatelaine sans chateau, — welcher sonderbare Titel! Ihre Besitzungen waren muthmaßlich Luftschlösser. Wer ist das Original?"

Während des Sprechens hielt ich die Skizze in die Höhe, um die Beleuchtung aus dem Zimmer auf das Bild fallen zu lassen, welches, wie ich nicht zweifelte, das Portrait irgend eines schönen Gesichtes war, das, Dakland in früherer Zeit seine Stunden versüßt hatte — ein Andenken an eine seiner Liebschaften, das etwas dauernder, als andere derartige Andenken an solche Episoden war, die lediglich dem unbeständigen, eigensinnigen Gedächtnisse anvertraut werden. Ich glaube, er hätte sich lieber von einer Kugel durchbohren, als über jenes Gemälde, eine einfache étude à deux crayons, befragen lassen; denn der Schwüle des Abends ungeachtet überlief ihn ein Schauder, und er trank schnell ein Glas Wein.

„Ich hatte vergessen, daß es in der Mappe ist," lautete seine Antwort, während er mir mit augenscheinlicher Verwirrung die Skizze aus der Hand nahm und sie verkehrt gegen die Wand stellte, als wenn es ein Medusenhaupt gewesen wäre.

„Weshalb nimmst Du es mir fort?" rief ich, „ich bin noch lange nicht damit fertig. Wer ist das Original?"

„Ein Wesen, von dem ich nicht gern spreche."

„Weshalb nicht?"

„Weil der Anblick des Bildes mir eine gewisse Pein verursacht, gegen die solche Leute, wie Du und ich, eigentlich abgehärtet sein sollten — Reue."

„Reue? Giebt es denn wirklich ein Weib, das der Reue werth wäre?“

„Sie war es.“

„Ich glaube es nicht, und dachte bisher immer, Du hättest über solche Dinge dieselben Ansichten, wie ich. Sage mir, wie viele von den Weibern, wegen deren wir in melancholischen Momenten Gewissensbisse oder Reue empfinden, haben uns denn geliebt? Moralisten und Poeten sentimentalisiren darüber und machen es zum Vorwande, unsere Sünden zu vergrößern, während sie unter der Hand ähnliche kleine Geschäfte selbst treiben; aber in Wirklichkeit giebt es erstlich außerordentlich wenige Weiber, welche überhaupt fähig sind, zu lieben, und zweitens haben Eitelkeit, Habsucht und Eifersucht sehr viel mit ihren angeblichen Opfern für uns zu thun.“

„Ganz wahr, allein il y a des femmes et des femmes, und es war nicht jene Art von Reue, die ich meinte.“

„Welche denn?“

Dakland schwieg. Er stieß die Asche seiner Cigarre ab, rauchte über den Balkon gelehnt, weiter und horchte mit trüberer Miene, als ich je an ihm wahrgenommen, auf das monotone Rauschen des Arno unter uns. Es that mir leid, zufällig jene Skizze gefunden zu haben, die so peinliche Erinnerungen in ihm erweckte, und ich schwieg deshalb ebenfalls, während die Tabackswolken aus meinem Munde in

die stille, schwüle Nacht strömten, welche über Florenz hing.

„Welche Art von Reue?“ fragte er plötzlich nach einer Pause von mehreren Minuten. „Soll ich es Dir sagen? Gut, dann magst Du mir sagen, ob ich ein kluger Waltmann war, der sich vor einer großen Thorheit bewahrt hat, oder ein Elender, der ein schweres Verbrechen begangen. Ich bin oft selbst darüber im Zweifel gewesen.“

Er legte sich zurück, ließ sein Gesicht vom Schatten der Säule des Balkons bedecken, so daß ich es nicht sehen konnte, und während der Arno melancholisch unter unseren Füßen rauschte, die purpurne Glorie des Abends mehr und mehr hinter Giotto's Thurm versank, wo vor Jahrhunderten „der Unsterbliche von Florenz“ vom „verlorenen Paradiese“ geträumt hatte, und das Licht im Zimmer auf Oliven, Weintrauben, feine Gläser und Flaschen, mit rothem Montepulciano und weißem Hermitage gefüllt, fiel, — erzählte er mir die Geschichte von der „Schloßherrin ohne Schloß.“

II.

Die Blume im Thale von Luz.

Vor zwei Jahren besuchte ich den Süden von Frankreich. Ich war damals, wie Du Dich erinnern wirst, Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Kon-

stantinopel, und hatte vom dortigen Klima gelitten. Mein Unwohlsein nahm so zu, daß ich den ärztlichen Rath erhielt, das Bad von Eaux Bonnes in Frankreich zu besuchen. In die Heilkraft des Wassers setzte ich wenig Vertrauen, aber erwartete desto mehr von der Pyrenäenluft und dem Wechsel des Lebens in diplomatischen Geschäften und Kreisen mit dem auf offenen Feldern, und ging deshalb nach Eaux Bonnes mit dem festen Vorsatze, mich während der zwei Monate meines beabsichtigten Dortseins von jeder Gesellschaft des Badeortes fern zu halten, und meine Zeit mit der Büchse und dem Skizzenbuche in den Bergen und Wäldern zuzubringen. Allein Eaux Bonnes gefiel mir nicht, denn es war dort zu warm. Ueberdies befanden sich viele Personen im Bade, welche mich näher kannten, und Andere, die, sobald sie meinen Namen erfahren hatten, mich mit Einladungen zu Ausflügen und Bällen überhäuften und quälten. Das war jedoch nicht, was ich suchte, und ich verließ deshalb den Ort und ging nach Luz, in der Hoffnung dort Einsamkeit zu finden. Du kennst das Thal von Luz, nicht wahr? Ist es nicht am Abend so schön, wie ein Künstler sich nur Arkadien träumen kann, wenn das Sonnenlicht die Wiesen und Felder des tieferen Thals verlassen hat und nur noch golden und rosig auf den Gipfeln der Berge zögert, während die leuchtenden Johanniswürmchen aus dem Grase hervorkommen, und die Lichter in den Hütten, von

ihren Gärten umgeben und terrassenweise an den Bergseiten liegend, angezündet werden, und die hundert Bäche murmelnd und schäumend den Berg hinab rieseln. Wenn mein Ehrgeiz und mein Verlangen nach Vergnügen einst befriedigt sein werden, werde ich nach Luz gehen und dort den Rest meiner Tage zubringen. Wenn! — Ja, ja, Du hast Recht, dieses „wenn“ ironisch zu wiederholen, denn diese Zeit wird wahrscheinlich nie kommen. Und weshalb sollte sie auch kommen? Ich bin nicht geeignet, meine Jahre mit Sinnen und Grübeln in der Einsamkeit des Waldes und der Berge zuzubringen. Wenn Preise des Erringens werth sind, so verdienen sie auch, daß der Mann bis an seinen Tod strebe und arbeite, um sie zu gewinnen. Ich ging also nach Luz, und verlebte dort ungefähr eine Woche ganz angenehm, indem ich Gemsen schoß, oder an den Abhängen des Pic du Midi Skizzen aufnahm, hauptsächlich aber, unter dem Schatten der großen Birken liegend und dem Klingen der Schafglocken zuhörend, in Müßigkeit die Zeit verbrachte, wie es meine Absicht für die Dauer meines Aufenthaltes daselbst war.

Eines Tages nahm ich mir vor nach Gavarnie zu gehen. Ich hatte viel von der „marmornen Mauer“, den mächtigen Wasserfällen, den Felsen von Marboré und dem sogenannten „Rolandsbruche“ gehört, aber war bis dahin noch nie in die Gegend gekommen, welche diese Merkwürdigkeiten enthält. Die

Götter begünstigten mich. Es herrschte kein Nebel, die Sonne schien hell, und das große Amphitheater war durch nichts getrübt, wo der Marmor weiß, braun und purpurn, im Lichte schimmerte, die Wasserfälle in das gigantische Bassin hinabstürzten, die weißen Schneefelder im Sonnenscheine glänzten, und die „Zwillings-Felsen“ sich gerade und schlank, wie zwei von Menschenhänden gehauene korinthische Säulen, in die klare Luft erhoben. Gerechter Himmel! Welcher wahre Künstler muß nicht beim Anblick einer Gegend, wie die von Gavarnie ist, verzweifelnd Pinsel und Farben wegwerfen und sich seiner eigenen Ohnmacht, seiner künstlerischen Armuth schämen? Wer vermag eine solche Scene auf die Leinwand zu bringen? Du weißt, ich verehre die Kunst, allein es giebt Momente in meinem Leben und Oertlichkeiten auf der Erde, die mich zuweilen jeden Gedanken daran aufgeben lassen!

Der Tag war schön, und da ich die Gegend hinlänglich zu kennen glaubte, so nahm ich keinen Führer mit, so wie ich es immer thue, wenn ich dieser Art von Leuten irgendwie entbehren kann. Allein nach kurzer Zeit begann der Nebel aufzusteigen, und ich bereute es von Herzen, keinen Führer bei mir zu haben, als ich mein Pferd umwandte. Du kennst den Weg, — nicht wahr? Er geht durch das sogenannte „Chaos“, — das, beim Himmel, den Namen verdient! — den halsbrecherischen Pfad an der Gave entlang und über die Scia-Brücke nach St. Sauveur.

Du kennst ihn? Dann mußt Du auch wissen, daß es viel leichter ist, dort den Hals zu brechen, als den Weg zu finden. Glücklicher Weise brach ich jedoch nicht den Hals, gelangte mit meinem Thier über die schmale Brücke, ohne in den Strom zu stürzen, und erreichte endlich ebeneren Boden. Von hier aus hielt ich es nicht schwer, die Straße nach St. Sauveur zu entdecken, aber ich täuschte mich bitter. Der Nebel hatte sich über das Thal gebreitet, ein heftiges Gewitter stieg auf, und ehe ich es ahnte, hatte ich mich verirrt und wußte nicht mehr, ob St. Sauveur rechts oder links, vor mir oder hinter mir liege. Das Pferd, ein elendes kleines Thier der Pyrenäen, war durch die Blitze zu scheu geworden, als daß ich mich ihm hätte anvertrauen und von ihm hätte führen lassen können, wie es auf dem Wege durch das „Chaos“ geschehen war, so daß mir endlich nichts übrig blieb, als mich Allem zu unterwerfen, was die Elemente über mich verhängten. Ich verwünschte meine Thorheit, nicht in dem Gasthofe von Gedre geblieben zu sein, sehnte mich nach der elendesten Bergherberge, wo Menschen und Thiere in bunter Reihe Schutz finden, und machte mir die bittersten Vorwürfe, nicht auf die Vorstellungen meiner Wirthin gehört zu haben, welche mich noch bei der Abreise an der Thür warnte, nicht ohne Führer nach Gavarnie zu gehen.

Der Sturm nahm zu, die riesigen schwarzen Felsen wiederhallten vom Rollen des Donners, und

die Gave stürzte wuthschäumend durch ihr enges Bett. Glücklicher Weise befand ich mich auf ziemlich ebenem Boden, und da das Pferd, wie es schien, an derartige Gewitter gewöhnt war, so trieb ich es mit Schlägen und Spornstichen einer Stelle zu, an der ich beim Leuchten des Blitzes die Umrisse einer menschlichen Wohnung zu erkennen glaubte. Sie stand in einer breiten Felsspalte, zwischen zwei hoch aufsteigenden Felswänden, und ein schmaler Pfad führte unter Kirschbäumen und wild verwachsenen Buchen und Lorbeersträuchern über einen grünen Abhang zu ihr hin, deren man in den Pyrenäen so viele dieser Art findet, und die, vom Sonnenlichte beschienen, durch den Contrast der dunkeln, nackten, senkrechten Felswände, welche sie einschließen, einen doppelt reizenden Anblick gewähren. Ich konnte jedoch in jenem Augenblicke nur wenig von der Schönheit des Ortes sehen, denn dichter Nebel hüllte Alles ein; allein ich sah die Formen eines Hauses vor mir, und mein Pferd deshalb gewaltsam den Hügel hinauf treibend, donnerte ich mit dem Griffe meiner Peitsche an die Thür, so daß der Schall in den Felsen wiederhallte.

Es ließ sich jedoch Niemand sehen, und ich klopfte wiederholt noch lauter als vorher. Durchnäßt bis auf die Haut von dem strömenden Regen, fluchte ich nicht wenig über das ungastliche Dach, welches mir keine Aufnahme gewähren wollte. Schon war ich im Begriffe, ein Granitstück zu nehmen und ein Fach der

Thür einzuschlagen, als eine Klappe sich öffnete und das sonnverbrannte Gesicht einer alten Frau, mit schwarzen, echt südlichen Augen, die durch das Alter wenig von ihrem Feuer verloren zu haben schienen, sichtbar wurde, und mich fragte, was ich wolle.

„Ich suche Schutz gegen das Wetter," erwiederte ich. „Von Gavarnie kommend, habe ich den Weg verloren und bin bis auf die Haut durchnäßt. Gern will ich Euch gut bezahlen, wenn Ihr mich so lange wollt eintreten lassen, bis das Gewitter vorüber ist."

„M'sieu, wir nehmen hier kein Geld," versetzte sie, während ihre Augen wie Kohlen durch die vergitterte Oeffnung glühten, „halten Sie unser Haus für eine Herberge? Kommen Sie in Gottes Namen herein, wenn Sie Schutz suchen. Die heilige Jungfrau verhüte, daß wir irgend Jemandem eine Zuflucht versagen sollten."

Sie bekreuzte sich und murmelte ein Gebet an die heilige Maria, sie gegen alle Wölfe in Schafskleidern zu schützen und ihre Wohnung vor Unheil jeder Art zu bewahren, woraus ich schloß, daß sie dachte, ich könne doch ein Dieb und Mörder sein, obgleich ich artig sprach und nicht verdächtig aussah. Sie öffnete die Thür, rief einen Knaben, der mein Pferd in den Stall zog, und führte mich durch einen bedeckten Gang in das Haus, welches ein Theil, aber ein sehr verfallener, eines Gebäudes zu sein schien, das in früherer Zeit wahrscheinlich ein Schloß oder Rittersitz

gewesen, von natürlichen Bollwerken umgeben war, und keinen anderen Zugang hatte, als jenen schmalen Pfad, auf dem ich zu ihm emporgestiegen war. Von dem Gange gelangten wir in einen inneren, düsteren und gewölbten Raum, wo die Alte eine niedere, eichene Thür öffnete und mich in ein Zimmer schob, welches gleichfalls finster und trübe aussah, aber noch einige Ueberreste ehemaliger Pracht an seinem großen Kamin, den gothischen Fenstern und seinen jetzt zerfetzten Tapeten erkennen ließ. Hier trat die Frau an eines der Fenster und sagte in einem sanften Tone, den ich ihrer Stimme mit dem rauhen Patois nie zugetraut haben würde:

„Mon enfant, v'la un m'sieu étranger, qui vient chercher un abri pour un petit peu. Veux-tu lui parler?*)"

Das junge Mädchen, an welches die Worte der Frau gerichtet waren, stand auf, trat mir entgegen und hieß mich mit der Anmuth, Einfachheit und natürlichen Offenheit eines Kindes willkommen, während die klaren, sanften Augen mir gerade in das Gesicht blickten. Sie war wie — gleichviel! Du hast den Kopf in der Skizze gesehen; er ist nur eine schlechte Nachbildung eines Gesichtes, dessen Ausdruck, mit seiner ganzen Unschuld, seinem unaussprechlichen Reiz,

---

*) Mein Kiud, da ist ein fremder Herr, der hier für kurze Zeit Schutz sucht. Willst Du mit ihm sprechen?

kaum Raphael wiederzugeben vermocht hätte. Sie war noch jung:

„Sie stand mit zögerndem Fuße,
Wo Bach und Fluß sich begegnen,
Das Kind und die Jungfrau verschmelzen"

„Gerechter Gott, ich citire Verse! Was wirst Du von mir denken, daß ich zu den Tagen unserer Schwärmereien zurückkehre und Stanzen von Longfellow hersage. Kein Mann, der die unreifen Jahre hinter sich hat, erwähnt solcher Dichter, ausgenommen in Momenten der Schwachheit. Ich muß mich wirklich entschuldigen. Soll ich jetzt mit meiner Erzählung fortfahren?"

Oakland lachte bei diesen Worten, aber es kam ihm nicht aus dem Herzen. Ich bejahte, worauf er eine neue Cigarre anzündete und sich anschickte, meinem Wunsche zu entsprechen, während der Arno zu murmeln fortfuhr, die dunklen, schweren Wolken sich tiefer und tiefer auf die Stadt herab senkten, und in den Fenstern des unfern liegenden Palastes der Marquise Acqua d'Oro, der schönsten Florentinerin, deren Ball wir an demselben Abende noch besuchen sollten, die Lichter bereits angezündet wurden.

Oakland lehnte sich zurück, ließ sein Gesicht wieder vom Schatten der Säule bedecken, und begann von Neuem:

„Sie paßte nicht zu dem kahlen, düstern Zimmer, und noch weniger zu dem alten Weibe, — einer

sonnverbrannten französischen Bauersfrau, wie man sie täglich vor den Thüren ihrer Hütten sitzen und stricken sieht. Unmöglich konnte das junge Mädchen eine Tochter, Enkelin, oder auch nur eine Verwandte derselben sein. Sie kam mir in diesem Zimmer vor wie einer jener Myrthenstöcke, die man zuweilen in der erstickenden Atmosphäre einer von der ärmsten Klasse bewohnten Straße antrifft; nur fanden sich hier noch in einzelnen Theilen des Zimmers Ueberreste ehemaliger Pracht, die besser mit ihr harmonirten Noch jetzt sehe ich sie, wie sie mit der unbeschreiblichen Grazie, der wahrhaft patrizischen Zartheit und den so schönen, jugendlichen Engelszügen vor mir stand. Die arme kleine Florelle!"

„Sie wollen hier das Gewitter abwarten, mein Herr?" sagte sie mit jungfräulicher Scheu. „Sie sind uns willkommen. Cazot sagt mir, Sie seien fremd in dieser Gegend; unsere Bergstürme können aber Fremden sehr gefährlich werden, die keinen Führer haben."

Ich wußte nicht, wen sie mit Cazot meinte, aber vermuthete, daß es die alte Frau sei, welche bei ihr Pförtnerin, Kammerfrau und Magd, Alles in einer Person zu sein schien. Ich dankte für das angebotene Asyl und nahm, wie Du Dir denken kannst, die Einladung an, so lange zu bleiben, bis das Wetter sich wieder aufgeklärt habe. Wenn man sich verirrt hat, ist jeder Zufluchtsort angenehm, nament-

lich, wenn er von einer solchen Schloßherrin angeboten wird, wie die vor mir stehende war, mochte ihr Schloß auch noch so sehr verfallen sein. Sie und die alte Frau machten es mir bald bequem, und zwar mit jener einfachen, ungekünstelten und prunklosen Gastfreundschaft, welche das Zeichen wahrer Bildung ist, und die der Emporkömmling nicht kennt. Die alte Cazot setzte mir einfache Erfrischungen vor, geröstete Kastanien, Mais, Milch und ein Gericht Forellen, welche erst kurz vorher in der Gave gefangen worden waren, während ich die Schloßherrin betrachtete und mich im Stillen darüber wunderte, wie es komme, daß ein so zartes, jugendliches Wesen mit der alten Bäuerin in dieser einsamen Berggegend hause. Ich machte deshalb verschiedene Versuche, ihr die Geschichte ihres kurzen Lebens zu entlocken. Anfangs war sie mir, einer fremden Erscheinung gegenüber, natürlich scheu; allein der Anblick meines Skizzenbuches stellte uns bald in jene vertraulichere Beziehung, welche eine Gleichartigkeit des Geschmackes stets erzeugt. Ich sprach von Gavarnie, von der Schönheit der Pyrenäen, vom Tourmalet und dem Lac Bleu, und erwärmt von meinem Enthusiasmus für ihre heimathliche Gegend, vergaß sie, daß ich ein Fremder, ein ihr ganz unbekannter Tourist war, der nur eine Stunde lang Schutz gegen den Regen gesucht hatte, und ließ mich, ehe mein improvisirtes Abendessen beendigt war, mit Hülfe einiger

Fragen, die sie in ihrer Kindlichkeit offen und rückhaltlos beantwortete, die ganze Geschichte ihres kurzen Daseins und die Erklärung ihrer jetzigen, so sonderbaren Lage hören. Sie hieß Florelle de l'Heris, ein Name, der einst einen gewaltigen Klang unter dem Adel des Südens gehabt hatte. Von ihrer Familie, die, gleich vielen anderen vom höchsten Range, verarmt war, lebte kein anderer Sprößling mehr, so daß dieses Kind jetzt die einzige Repräsentantin des einst so großen Hauses der de l'Heris war. Ihre Mutter hatte sie schon als ganz junges Kind verloren, und der Vater, entweder zu träge, oder zu sehr vom Kummer niedergedrückt, um seine gesunkenen Glücksgüter wieder zu heben, hatte als Eremit in den Ruinen gelebt, wo ich jetzt seine Tochter fand, und ihrer Erziehung alle Sorgfalt bis an seinen Tod gewidmet, welcher erfolgte, als sie zwölf Jahr alt war. Von jener Zeit an fiel sie der Armuth und Dunkelheit anheim, und genoß keinen anderen Umgang, keinen anderen Schutz mehr, als den ihre alte Wärterin Cazot, die Milchschwester ihres verstorbenen Vaters, ihr gewähren konnte.

Das war Florellens Geschichte, die sie mir erzählte, während ich an jenem Abend dort saß, wartend, daß die Wolken sich zertheilen und der Nebel verschwinden sollte, um nach St. Sauveur gelangen zu können, — eine Geschichte, die sie einfach, aber mit Gefühl erzählte, und welche die alte Cazot, in

der Ecke sitzend und strickend, mit zahllosen Gesticulationen, Erklärungen und Anrufungen der heiligen Jungfrau begleitete. Die alte Frau schien froh zu sein, endlich einen Zuhörer gefunden zu haben, und sah mich überdies mit einem Gefühle von Dankbarkeit für das aufrichtige Lob an, daß ich ihren gebackenen Forellen gezollt hatte. Die Geschichte paßte ganz zu der zarten Schönheit der Blume, die ich hier in der Wildniß fand, aber so eigenthümlich war sie, daß sie mir eher ein Abschnitt aus irgend einer poetischen Novelle, als ein Blatt aus einem wirklichen Menschenleben zu sein schien, namentlich einem solchen Leben gegenüber, wie dem meinigen, das nur aus materiellen Vergnügungen und eifrigem Streben nach Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde besteht, und von den Pfaffen, nicht mit Unrecht „weltlich" genannt wird. Aber auch in dem wirklichen Leben tragen sich wunderbare Geschichten zu, die das Gefühl tief ergreifen und häufig seltsamer als diejenigen sind, welche einer poetischen Erfindung als Grundlage dienen. Wenn sie jedoch Männern begegnen, wie uns, so stutzen wir und fühlen uns unangenehm berührt, denn sie erscheinen bizarr und sind den anderen Blättern jenes Buches so unähnlich, das, mit weltlichen Maximen und selbstsüchtigen Grundsätzen angefüllt, vor unseren Augen glänzt. Sie tragen den Ring jenes Arkadiens, das seine goldenen Thore vor uns schließt, sobald wir das Knabenalter verlassen

haben, und an das wir dann, um uns zu rächen, nicht mehr zu glauben schwören, — ein Schwur, den wir zuweilen halten, aber — der Himmel weiß! — zu unserem eigenen Schaden.

Ich verweilte an jenem Abend so lange ich konnte, bis der Himmel sich aufgeklärt hatte und die Sonne wieder so unzweifelhaft schien, daß mir kein Vorwand zu einem längeren Aufenthalte in jenem düsteren Zimmer blieb, wo die Kastanien in der Asche des Feuers knisterten, die Stricknadeln der alten Cazot unaufhörlich klapperten, und die Gazellenaugen der jungen Schloßherrin abwechselnd auf mich und meine Skizzen mit jener Mischung von Scheu und Furchtlosigkeit, Unschuld und Offenheit blickten, die ihrem Wesen einen so großen Reiz verlieh. Sie war eine neue Studie für mich, sowohl für meine Palette, wie für meinen Geist, — ein hübsches, frisches Spielwerk, um mich zu unterhalten, so lange ich in der Gegend blieb. Ich mochte nicht gehen, ohne gewiß zu sein, daß ich wiederkommen durfte, denn ich wünschte ihr Gesicht unter meiner Sammlung zu haben. Nachdem ich deshalb für die gewährte Zuflucht gedankt hatte, sagte ich ihr meinen Namen und bat um die Erlaubniß, dahin zurückkehren zu dürfen, wo ich eine so freundliche Aufnahme gefunden.

„Zurückkehren, mein Herr? Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und wenn Ihnen der Weg von Luz nicht zu lang ist," versetzte sie, und sah mich dabei

so unschuldig mit den großen, klaren, damals noch ungetrübten Augen an, indem sie mir die Hand zum Abschiede reichte.

Ich beruhigte Florelle in dieser Beziehung, wie Du leicht denken kannst, und ging, während sie in der tiefen Fensternische stehen blieb, wo ein großer Jagdhund zu ihren Füßen lag und das Purpurlicht der untergehenden Sonne ihre schöne griechische Stirn und das goldene Haar wie mit einer Glorie umfloß. Noch jetzt sehe ich sie wie damals vor mir stehen, das arme Kind! — Aber fort damit! — Die Nacht ist so heiß, — will denn kein kühles Lüftchen wehen?

„Wenn Sie wieder hierher kommen, M'sieu," sagte die alte Cazot, als sie mich durch den dunkeln Gang führte, „werden Sie der erste Gast sein, den wir seit vier Jahren bei uns gesehen haben."

Sie war eine heitere, geschwätzige alte Frau, von unendlicher Anhänglichkeit für die fast ganz erloschene Familie de l'Heris beseelt, und lebte nur für den letzten Sprößling derselben, das einsame, verwais'te Kind.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „woher sollen uns auch Gäste kommen? Diejenigen, welche mir recht wären, würden schlechte Gesellschaft für Mademoiselle Florelle sein, und diejenigen, welche sie suchen sollten, kommen nicht. Ich erinnere mich der Zeit, M'sieu, als die Höchsten in allen Departements froh waren, auf die Einladung eines de l'Heris kommen zu dürfen; aber

Generationen sind seitdem verschwunden, und wenn man sie nicht mehr bewirthen kann, was kümmern sich die ehemaligen Gäste dann um den verarmten Wirth? Das ist hier in den Pyrenäen eben so gut wahr, wie in der ganzen übrigen Welt. Ich habe nicht siebenzig Jahre gelebt, ohne diese Erfahrung zu machen. Wäre mein Kind dort die Erbin des früheren Glanzes der Familie, so würden sich genug Bewerber um sie drängen; allein sie lebt mit mir, einer alten Bauersfrau, ihrer einzigen Gefährtin und Dienerin, verlassen in diesen Mauern, und Niemand kümmert sich um sie, als von Zeit zu Zeit die frommen Schwestern des Klosters, unter deren Zahl sie auch endlich ihre Zuflucht wird suchen müssen."

Sie öffnete mir die Pforte, an die ich zwei Stunden vorher mit so wüthender Gewalt gepocht hatte. Ich dankte für die Gastfreundschaft, — denn Geld wollte sie nicht nehmen, — wünschte ihr guten Abend, und ritt den Pfad nach St. Sauveur hinab und weiter nach Luz, während ich oft, nicht ohne Mitleid, an das junge Leben dachte, welches, kaum erblüht, schon bestimmt war, in einem Kloster zu welken. Jedes andere Loos, dachte ich, wäre besser für sie. Die kindliche Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens und die Sonderbarkeit ihrer einsamen Lage interessirten mich, und ich hoffte mir noch manchen langen Sommerabend in ihrer Gesellschaft zu verkürzen, wenn ich der Gemsenjagd, meiner Palette und der Träumereien

unter dem Schatten der Buchen müde war. Auf jeden Fall, besaß sie mehr Frische und Reize als die Schönen von Eaux Bonnes. Am folgenden Tage erinnerte ich mich ihrer Erlaubniß und meines Versprechens, und verließ wieder Luz, um den Bergpfad zum Nid de l'Aigle, wie das verfallene Gebäude genannt wurde, hinauf zu reiten. Du würdest dasselbe gethan haben, hättest Du so wenig zu thun gehabt, wie ich damals im Thale der Pyrenäen, wo ich froh war, Beschäftigung und Unterhaltung irgend einer Art zu finden. Das süße far niente wollte mir nicht recht zusagen; ich hatte zu viel in der Welt gelebt, und zwar in einer zu kalten, förmlichen Welt, um lange Zeit in Bergen und Wäldern ein rein beschauliches Leben führen zu können. Unruhe und Ehrgeiz treiben mich; ich muß nach irgend etwas streben, irgend ein Ziel vor mir haben, mag es groß oder klein sein, sonst empfinde ich Langeweile. Schon die Begegnung mit Florelle in jener Berggegend versöhnte mich für einige Zeit mit meiner Verbannung aus der großen Welt und ihren Vergnügungen, und ich dankte meinem guten Glücke für diesen Fund. Die hübsche kleine Einsiedlerin des Nid de l'Aigle, die in den Klostermauern ihr Leben vertrauern sollte, konnte mir die Zeit angenehm vertreiben, die ich in ihren heimathlichen Bergen zuzubringen gedachte. Sie war schön und lieblich, das genügte mir; denn die physischen Reize weiblicher Wesen haben immer mehr

Werth für mich gehabt, als ihre geistigen. Ich mache keine solche Ansprüche an ihre intellectuellen Eigenschaften, wie Du; ich suche nur materielle Schönheit und bin damit zufrieden.

Ich ritt zum Nid de l'Aigle hinauf. Es stand jetzt in hellerem Lichte an einem wirklich malerischen Orte, und mußte, ehe das Gebäude während der Revolution von den aufständischen Bauern zerstört worden war, ein stattliches Schloß von nicht unbedeutendem Umfange gewesen sein. Jetzt standen nur noch einige Ueberreste unter Dach, nämlich derjenige Theil, welchen der letzte Sprößling der Familie mit der alten Cazot bewohnte. Die Gegend war ganz einsam. Keinen Laut hörte man, als das Rauschen des Flusses und das Glockengeläute der Schafheerden, welche auf den Bergen und den grasigen Abhängen weideten; aber der Ort war unbeschreiblich schön, mit seinen hängenden Birken, dem Reichthum an wilden Blumen, den Felsen von grauem Moose bedeckt, und den Weiden, die ihre Blätterspitzen bis in die Fluthen des Stromes hinab senkten. In einer solchen Heimath, ohne andere Gefährten, als ihren Vater, die alte Cazot, und zuweilen die stillen Bewohnerinnen des nahen Klosters, von Gegenständen umgeben, die ihre natürliche Empfänglichkeit für die Poesie nährten, und fern von allen Eindrücken der wirklichen und gewöhnlichen Welt, konnte es nicht fehlen, daß Florelle eine eigenthümliche Kindlichkeit und Schwärmerei bewahrt hatte, und

mit allem dem unbekannt geblieben war, was sie in anderen Lebensverhältnissen unvermeidlich hätte lernen müssen. Von ihrem Vater und den Nonnen hatte sie eine gute Erziehung erhalten, welche jedoch fast klösterlicher Art war; denn die Literatur, an der sie gebildet worden, hatte meistens nur in Legenden und religiöser Dichtung, und ihre Unterhaltung im Copiren der ihr von den Nonnen geliehenen buntfarbigen Meßbücher bestanden, — eine Erziehung, die ihr also keine Begriffe von der fernen, wirklichen Welt gab, aber ihre Neigung zur Schwärmerei nährte, und sie im Alter von siebzehn Jahren mit Allem, was Unrecht und Sünde hieß, so unbekannt erhalten hatte, wie das jüngste Kind. Es ist mir unmöglich, Dir ein klares Bild von Florelle, wie sie damals war, zu geben. Hätte ich sie nie kennen gelernt, so würde ich eben so wenig wie Du, an die Existenz eines so poetischen Wesens geglaubt haben. Ihre ätherische Zartheit, die sonnige Fröhlichkeit, wenn ihr irgend etwas gefiel, die große Reizbarkeit, — in einem Augenblick durch ein rauhes Wort erweckt, und im nächsten eben so schnell besänftigt, — und ihre völlige Unkenntniß der Fehler und Sünden jener dem Nid de l'Aigle so fern liegenden Welt, machten sie zu einer Erscheinung, die für mich neu und unbeschreiblich anziehend war, aber die ich nicht zu portraitiren vermag, da selbst meine Phantasie außer Stande gewesen wäre, ein solches Wesen zu schaffen. Hätte

ich sie nie gesehen und nur in einer Novelle von ihr gelesen, so würde ich sie für einen schönen, aber in der Wirklichkeit unmöglichen Charakter gehalten haben.

Florelle empfing mich mit großer Freude. Wahrscheinlich hatte die alte Cazot ihr Zweifel eingeflößt, daß ein grand Seigneur, wie sie mich zu nennen beliebte, sich die Mühe geben werde, den beschwerlichen Weg nach Luz noch einmal herauf zu reiten, nur um seinen Dank für eine kurze Zuflucht und ein dürftiges Abendessen zu wiederholen. Sie war eine schlichte, gutherzige alte Frau, welche ihr ganzes Leben in den Felsen der Pyrenäen zugebracht hatte, und deren weiteste Reise nur ein Marsch nach Luz oder Bagnères gewesen war. Sie betrachtete ihre junge Gebieterin als ein Kind, — was Florelle in der That war, — und glaubte, daß mein Besuch lediglich aus höflicher Dankbarkeit erfolge, ohne daran zu denken, daß er jener beauté hereditaire des l'Héris gelten könne, welche sie stolz ein unveräußerliches Erbstück der Familie nannte. Ich wiederholte meine Besuche oft, so oft, daß nach kaum einer Woche das alte Schloß meine gewöhnliche Zuflucht in den langen Sommertagen war, und daß Florelle mich in der tiefen Fensternische, in der ich sie das erste Mal gesehen hatte, oder unter der großen Buche an der Pforte, so regelmäßig erwartete, als wenn ich mein ganzes Leben im Luz zubringen sollte. Das arme Kind! Nie erfuhr sie meinen Rang, nur meinen Vornamen nannte

ich ihr. Er klang so hübsch aus ihrem Munde, mit der gedehnten südlichen Betonung, — viel schöner als von den Lippen der Marquise Aqua d'Oro dort, wenn sie in ihrer süßesten Laune ist. Florelle besaß viel künstlerisches Talent, welches bis dahin natürlich noch keine andere Ausbildung genossen hatte, als durch die gelegentlichen Unterweisungen der Nonnen, welche einige Fertigkeit im Illuminiren besaßen. Es machte mir Vergnügen, ihr zu lehren, auf welche Weise sie die umliegende Gegend, die sie so sehr liebte, auf Papier und Leinewand übertragen könne, und brachte manche Stunde damit zu, ein Talent zu entwickeln, das in der That von ungewöhnlicher Art war. Neben ihr in dem alten Zimmer, oder unter den Buchen, oder am Strome sitzend, fand ich großes Gefallen daran, ihre reinen Gedanken hervorzulocken, ihr Inneres wie ein offenes Buch vor mir auszubreiten, ihre Augen glühen und funkeln, oder nach Belieben in Thränen schwimmen zu lassen, ihr junges Leben aus der unbewußten, nie gestörten kindlichen Ruhe zu neuen glücklichen und peinlichen Gefühlen zu erwecken, die sie empfand, aber sich nicht erklären konnte, die für mich in ihren Zügen aufdämmerten, aber zu ihr selbst nie in der wahren Sprache redeten, und deren Namen sie nicht einmal kannte. Ach, unsere Vergnügungen sind zuweilen theuer und grausam! —

„In jener Zeit war es, als ich die Skizze auf-

nahm, welche Du gesehen hast. Scherzend schrieb sie „La Chatelaine sans chateau“ darunter, und fragte mich, in reinster Unschuld die Schönheit des Bildes bewundernd, ob es ihr denn wirklich ähnlich sehe.

Ach, der Abend ist entsetzlich schwül! Ist dort Wasser in der Flasche? Bitte, reiche sie mir. Schönen Dank!

III.

Das eingeschlagene Blatt.

Ich war stets im Nid de l'Aigle willkommen. Die alte Cazot hatte vermöge des Instincts alter Dienstboten, die in hohen Familieu so lange gelebt haben, daß sie endlich so stolz auf die Wappen ihrer Herrschaft sind, als wenn es ihre eigenen wären, die Entdeckung gemacht, daß ich demselben Range angehöre, wie das von ihr angebetete Haus de l'Héris, und beobachtete deshalb gegen mich, neben der launigen Vertraulichkeit einer Französin, stets die größte Ehrerbietung, da sie für Alles, was adelig hieß, von eben so hoher Achtung durchdrungen war, wie jene, die auf dem Platze der Revolution zu Paris ihr Blut für die weißen Lilien vergossen hatten. Florelle aber wartete meiner und zählte ihre Stunden nur nach denjenigen, die ich bei ihr zubrachte. Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht so lange mit Weiberherzen, und zwar mit solchen, die von tausend Schleiern

verhüllt waren, gespielt und in ihnen gelesen hatte, ohne dieses junge, noch unberührte Herz sogleich völlig in meine Gewalt zu bekommen und es wie Wachs nach Belieben modeln zu können. Florelle hatte noch keine Liebesgeschichten gelesen, welche sie befähigt hätten, das neue Leben zu verstehen, zu dem ich sie erweckte, oder sich dagegen zu schützen. Immer öfter ging ich hin, endlich täglich, lehrte meiner Schülerin die Kunst, regte ihre lebhafte Phantasie durch Schilderungen aus der fernen, glänzenden Welt an, deren Genüsse und Bestrebungen ihr völlig unbekannt waren, ließ sie einzelne Blicke in jenes Leben thun, die es für sie zu einem Feenlande machten, wenn gleich es für uns nichts als ein Maskenball ist, und fand besonders Gefallen daran, in diesem jungfräulichen Busen neue Gedanken und Empfindungen zu erwecken, die, deutlich lesbar, als Licht und Schatten über ihre offenen Züge flogen. Nach den vielen Weibern der großen Welt, die ich kennen gelernt hatte, war sie eine ganz neue Studie für mich, und ich genoß meine Zeit bei ihr nicht leichtsinnig und hastig, wie ich es zehn Jahre früher gethan haben würde, sondern mit Bedacht, und wirklich mehr zu ihr hingezogen, als ich Anfangs selbst ahnte. Ich muß aber gestehen, daß sich bald der Wunsch bei mir regte, Liebe in ihrer Brust zu erwecken. Es war keine schwere Aufgabe für einen Mann, der praktische Erfahrung in der rosigen Atmosphäre der Boudoirs und im Umgange

mit den glänzendsten und schlausten Koketten Europa's erlangt hatte. Florelle mit ihrem liebevollen Gemüthe und der feurigen Phantasie, gab sich mir bald mit aller der Innigkeit hin, der ihr tieffühlendes Herz fähig war. Sie liebte mich — das arme Kind! ohne es zu wissen, mit einem Gefühle, das reiner, wahrer, aufopfernder war, als ich je vorher eins gewonnen hatte und jemals wieder eins gewinnen werde.

Basta! Warum mußtest Du gerade auf die Skizze stoßen und mich zwingen, ihre Geschichte zu erzählen? Die Erinnerung ist für mich eine Furie. Ich mag nicht an die Vergangenheit denken, denn was nützt es? Ein weiser Mann lebt nur in der Gegenwart. „La vita é appunto una memoria, una speranza un punto,“*) schreibt jener Narr von Dichter, als wenn Erinnerungen und getäuschte Hoffnungen einen Strohhalm werth wären. Gerade der gegenwärtige Moment, den er verachtet, ist es, was uns allein Nutzen bringt, und wenn wir vernünftig sind, so genießen wir ihn bis auf den Grund, denn nur er bringt Früchte, welche die Mühe des Pflückens lohnen.

Ich wußte, daß Florelle mich liebte, daß nur mein Bild in ihrem Herzen lebte; allein ich mochte ihr nicht zu früh ein Geständniß entlocken, denn es gewährte mir besonderes Vergnügen, dieses Gefühl,

---

*) Das Leben ist nichts als eine Erinnerung und eine Hoffnung.

ihr selbst unbewußt, in Zügen und Augen aufdämmern zu sehen. Ein neuer Reiz bot sich mir hier in jenem Buche über Weiberliebe dar, das ich so gründlich zu kennen glaubte. Ich lehrte Florellen mich lieben, aber mochte meiner Lehre keinen Namen geben und ihn von ihr selbst finden lassen. Ob ich ihre Liebe erwiederte, fragst Du? — O ja, ich liebte sie, aber nur mit jenem eigennützigen, selbstsüchtigen Gefühle, mit dem die meisten Menschen lieben, sie mögen sagen, was sie wollen; mit einer Liebe, die tief unter der ihrigen stand, und um derentwillen sie, wäre es ihr möglich gewesen, in mein Herz zu blicken, mich vielleicht gehaßt und verachtet haben würde, wenn ihr sanftes Gemüth überhaupt einer solchen Empfindung fähig gewesen wäre, mit einer Liebe, die nur an ihre eigene Befriedigung dachte und sich wenig um das Wohl des armen Mädchens kümmerte, die ihrer unwerth war, wie ich mir schon damals sagen mußte, und wie ich jetzt überzeugt bin.

So verflossen allmälich sechs Wochen seit jenem Abende, an dem ich mich auf dem Wege nach Gavanie verirrt hatte. Fast täglich war ich drei bis vier Stunden lang im Nid de l'Aigle gewesen und hatte Florelle Unterricht im Zeichnen und Malen gegeben, oder unter ihrer Führung die umliegenden Berge und Waldungen durchstreift. Die ödeste Moorgegend würde in solcher Begleitung ansprechend geworden sein, und die Schönheiten des Südens gewannen für mich noch

höheren Reiz durch die Liebe, welche sie zu ihnen hegte, und durch ihre Kenntniß der vielen Sagen, welche sich darauf bezogen, und die sie in ihrer Wiege aus dem Munde der alten Cazot gehört hatte. Ach, welcher Reichthum an Phantasie und Talent lag in ihr und mußte durch mich zu Grunde gehen!

Endlich nahte die Zeit, mit der mein Aufenthalt im Bade ein Ende nehmen und ich nach Konstantinopel zurückkehren mußte. Eines Tages befand sich Florette, wie gewöhnlich, im Freien, um Skizzen aufzunehmen. Sie saß unter einer großen Buche, wenige Schritte von einem Wasserfall, der sich in die Gave stürzte, während ich neben ihr im Grase lag, in die klaren Gazellenaugen blickend, die den meinigen so leuchtend und vertrauungsvoll begegneten, und die Striche ihres Pinsels beobachtete, oder Steine und Zweige in die schäumende Caskade warf. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich entsinne ich mich des Ortes, sehe noch den Schaum über die Felsen spritzen, und höre das Läuten der Heerdenglocken, während sich das goldene Abendlicht über die Waldungen breitete und selbst die fernen Spitzen des Mont aigu und des Pic du Midi berührte. Sonderbar, daß manche Scenen sich dem Gehirn so tief einprägen und nie zu verwischen sind.

An jenem Morgen sprach ich zum ersten Male davon, daß ich Luz verlassen und in das Leben zurückkehren müsse, dessen Beschreibungen sie so oft unter-

halten hatten. Glücklich in der Gegenwart, nicht ahnend, wie schnell die ihr so liebe und vertraute Umgebung mich ermüden würde, und noch viel zu sehr Kind, um weiter zu sehen und auf etwas zu rechnen, dessen ich nicht erwähnt hatte, war ihr der Gedanke in den Sinn gekommen, daß dieses Leben nicht immer währen könne, daß sie mich nicht für längere Dauer mit der Verbannung aus meiner eigenen Welt versöhnen werde, und daß wir nothwendig einander noch mehr werden oder als Fremde wieder scheiden müßten, welche der Zufall für kurze Zeit zusammen geführt hatte. Sie liebte mich, aber so unschuldig und ohne jede Berechnung, daß sie es nicht eher fühlte, als bis ich von meiner Abreise sprach. Dann wurde sie bleich, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und zum ersten Male wich sie meinen Blicken aus, während ich ihr inneres Leiden beobachtete, wie ein Anatom die Zuckungen seines Opfers zu beobachten pflegt. Es war die erste Bitterkeit des Lebens, welche sie kostete, und ohne Mitleid bereitete ich ihr den Schmerz, und freute mich zugleich der Macht, die ich über sie hatte. Es war grausam, ich gestehe es, aber nicht mehr, als neun Männer unter zehn gethan haben würden, wenn gleich sie es nicht eingestehen.

„Werden Sie mich vermissen, Florette?“ fragte ich.

Vorwufsvoll, traurig, und mit einem Blicke, den ich zuweilen an sterbenden Rehen wahrgenommen habe, schaute sie mich an, zu bestürzt von der plötz-

lichen Ankündigung meiner Abreise, um mit Worten erwiedern zu können. Obgleich es keiner andern Antwort bedurfte, wiederholte ich dennoch die Frage. Ich wußte, daß ich ihr Schmerz bereitete, aber ich wußte auch, daß ich sie leicht trösten konnte.

„Haben Sie mich so lieb, daß Sie mich nicht gern scheiden sehen?“ fragte ich.

Zum ersten Male sank ihr Auge unter dem meinigen, und tiefe Röthe überzog ihr Gesicht. Das arme Kind! Wenn mich je ein Weib geliebt hat, so war sie es! Dann erweckte ich ihr Herz aus der friedlichen, unschuldigen Ruhe mit Worten einer Sprache, die ihr ganz neu war. Ich schilderte ein Leben der Liebe mit mir, das ihre Wangen glühen, ihre Lippen erbeben und ihre Augen von Thränen erblinden ließ. In jenem Momente umfloß sie ein Liebreiz, den keine Kunst zu malen vermag! Sie liebte mich, und mußte es mir wieder und wieder sagen. Ohne Zaudern legte sie ihr Loos in meine Hände und schwamm in Wonne bei dem Gelübde meiner Liebe, nicht ahnend, daß nur Selbstsucht mich zu ihr führte, und daß sie mir, während sie sich über meine Zärtlichkeit freute und mich wie ein höheres Wesen verehrte, nichts war, als ein Spielzeug zur Unterhaltung der flüchtigen Stunde.

Zufällig hatte ich an jenem Morgen in Luz mit mehreren durchreisenden Bekannten eine Verabredung getroffen und versprochen, an diesem Tage in ihrer

Begleitung den Pic du Midi zu besteigen, so daß ich nur wenige Stunden bei Florelle verweilen konnte. Ich führte sie nach dem Hause zurück, nahm Abschied für kurze Zeit, und ging den Pfad hinab. Noch jetzt sehe ich sie deutlich unter dem grauen Mauerwerk der Pforte stehen, während die herabhängenden Epheuranken ihr seidenes Haar berührten, und sie mir lächelnd ein Lebewohl nachrief. Meine Worte hatten an jenem Morgen ein neues, betäubendes Leben in ihr erweckt und die Empfindungen deutlicher werden lassen, von denen ihr Herz seit Kurzem bewegt worden war. Die arme kleine Florelle!

Durch eine Wendung um eine Felsecke verlor ich sie bald aus dem Gesicht, und setzte meinen Weg fort, mit dem Gedanken an diese Liebe beschäftigt, und mir mit geheimem Vergnügen vergegenwärtigend, wie fest ich die Fäden ihres Schicksals in meinen Händen hielt, wie ich mit einem Worte die Saiten ihres jungen Herzens zu Schmerz oder Freude anschlagen, ihren Charakter ganz nach meinem Belieben formen, und ihr Leben und Schicksal dem Glück oder Elend leihen konnte, als plötzlich eine Stimme an mein Ohr schlug.

„M'sieu, permettre moi Vous parle un p'tit mot?“*)

Das Patois der alten Cazot ließ mich aufblicken und fast erschrecken, obgleich in ihrer Erscheinung an

*) Mein Herr, wollen Sie mir erlauben, einige Worte mit Ihnen zu sprechen?

dem gewöhnlichen Orte, wo sie unter einer Bergesche am Ufer der Gave ihr Leinenzeug zu waschen pflegte, nichts Auffallendes lag. Sie erhob sich von der Arbeit und blickte mich an, die Augen mit der Hand gegen das Licht schützend, — ein runzeliges, sonnverbranntes altes Weib, mit der rothen Mütze, der blauen Tuchjacke und dem braunen wollenen Rocke, welches Alles in so grellem Contraste mit der Gestalt stand, die ich so eben an der Pforte des Nid de l'Aigle verlassen hatte, daß man kaum hätte glauben sollen, Beide gehörten demselben Geschlechte und derselben Gegend an.

„M'sieu, permettre moi Vous parle un p'tit peu?“ wiederholte sie.

Wie immer, sprach sie mit der größten Ehrerbietung, aber so dringend, daß ich sie erstaunt anschaute, und stehen blieb, um zu hören, was sie mir zu sagen habe. Sie war nur eine Bauersfrau, aber besaß dessen ungeachtet eine gewisse Würde des Benehmens, die sie sich wahrscheinlich während ihrer langjährigen Dienste in der Familie de l'Heris und im Stolze darauf angeeignet hatte. „M'sieu,“ fuhr sie fort, „es steht mir wohl nicht zu, Sie anzureden, denn Sie sind ein grand Seigneur, und ich bin nur eine arme Bäuerin, aber ich muß dennoch sprechen. Ich habe eine Pflicht übernommen, wegen deren ich meinem Herrn Rechenschaft ablegen muß. M'sieu, verzeihen Sie, was ich sage! — Lieben Sie Mademoiselle Forelle?“

Erstaunt über die dreiste Einmischung und ärger-

lich über die Anmaßung der alten Frau, starrte ich sie einen Augenblick an, und machte ihr dann nur ein Zeichen, auf die Seite zu treten. Mit der alten Cazot mochte ich nicht über meine Liebe zu Florelle sprechen, wie Du leicht denken kannst; allein sie stellte sich mir mitten in den Weg, versperrte den schmalen Pfad völlig, auf dem kaum zwei Personen an einander vorüber kommen konnten, und hielt mich entschlossen, aber ehrerbietig, auf, während sie, noch immer die Hand über ihre Augen haltend, mich fest anblickte.

„M'sieu, vor wenigen Minuten, als Sie an der Pforte von Mademoiselle Florelle Abschied nahmen, kam ich hinter Ihnen heraus, um mein Leinen an den Fluß zu tragen, und sah Sie die junge Dame umarmen und küssen, und hörte Sie flüstern, daß Sie Abends wieder kommen wollten. Da sah ich, M'sieu, daß Sie Florellen lieben, oder wenigstens bei ihr Liebe erweckt haben. Ich bin immer bei ihr gewesen, und habe sie bis jetzt nur wie ein schönes Kind angesehen; Sie aber haben ein schönes Weib in ihr gefunden und sie lieben gelehrt. Verzeihen Sie, wenn ich Ihrer Ehre zu nahe trete, allein mein Herr hat das junge Mädchen meiner Sorge anvertraut, und obgleich ich nur eine alte unwissende Bäuerin bin, muß ich fragen: ist Ihre Liebe eine solche, daß Sieur de l'Heris, wenn er noch lebte, Ihre Hand in die seinige nehmen und Ihnen dafür danken, oder von der Art, daß er sie als eine Ehren-

kränkung ansehen, und diese mit Ihrem Blute abwaschen würde?"

Die Worte der alten Frau machten mich einige Augenblicke wirklich starr vor Staunen, nicht allein wegen der anmaßenden Einmischung, die ich mir nie hatte träumen lassen, sondern wegen der eisernen Festigkeit, mit der das alte Weib furchtlos so sprach, als wenn sie königliches Blut in ihren Adern gehabt hätte. Ich lachte jedoch über das Abgeschmackte dieses Verhörs, und da ich nicht Lust hatte, mich in einen Wortwechsel einzulassen, so befahl ich ihr nur wiederholt, auf die Seite zu treten. Aber sie wich nicht; ihre Augen begannen wie Feuer zu glühen, und sie blieb wie angewurzelt stehen.

„M'sieu," rief sie, „antworten Sie mir! — Sie lieben Mademoiselle Florelle, — haben Sie auch um ihre Hand gebeten?"

Unwillkürlich mußte ich lächeln.

„Meine gute Frau," erwiederte ich, „Leute meines Standes heirathen nicht jedes hübsche Gesicht, das ihnen begegnet; wir sind für das Institut der Ehe nicht sehr eingenommen. Ich weiß, Ihr meint es gut, aber Ihr seid zugleich impertinent, und ich bin an solche Einmischungen nicht gewöhnt. Seid so gut, mich vorüber gehen zu lassen."

Allein sie wollte nicht weichen. Die Arme auf der Brust kreuzend, und vom Kopf bis zu den Füßen

leidenschaftlich bebend, schaute sie mich mit flammenden Blicken an.

„M'sieu, ich verstehe Sie. Das Haus de l'Heris ist gesunken, verarmt, zu Grunde gegangen, und Sie glauben deshalb, daß ihm jetzt straflos jede Schmach zugefügt werden könne. Hören Sie mich an! Ich bin zwar nur ein Weib, und alt, aber ich habe dem Sieur de l'Heris, als er vor Jahren auf seinem Sterbebett lag, bei Gott und der heiligen Jungfrau geschworen, dem Kinde, das er mir übertrug, zu dienen, so wie meine Vorfahren den seinigen in Krieg und Frieden Jahrhunderte lang gedient haben, und es selbst mit dem Opfer meines Herzblutes zu beschützen. Hören Sie mich! Um zu verhüten, daß Sie wieder ein Wort in ihr Ohr flüstern und es beflecken, daß Ihre Lippen die der jungen Dame berühren, und daß Sie einer de l'Heris, die jetzt arm und machtlos ist, das sagen, was Sie der reichen und mächtigen de l'Heris nie gesagt haben würden, will ich sie vertheidigen, wie die Adler am Nid de l'Aigle ihre Jungen vertheidigen. Nur über meinen Leichnam sollen Sie wieder zu ihr gelangen!"

Sie sprach in ihrem Patois zwar mit der Leidenschaftlichkeit einer Südländerin, aber dennoch lag in der Stimme, so rauh sie war, ein gewisser Pathos, und in ihrem ganzen Wesen eine wilde Würde, welche ihr die große Aufregung verleihen mochte. Ich schalt sie wahnsinnig, und würde sie auf die Seite geschoben

haben, wenn sie sich nicht dicht vor mich gestellt und meinen Arm so fest ergriffen hätte, daß ich ohne Gewalt, deren ich mich gegen eine Frau, und namentlich gegen eine so alte, nicht schuldig machen wollte, unmöglich an ihr vorüber gelangen konnte.

„Noch ein Wort, M'sieu!“ rief sie. „Ich weiß nicht, welchen Titel Sie in Ihrer Heimath führen, aber ich habe vor einigen Tagen eine Krone in der Ecke Ihres Taschentuches wahrgenommen, und schließe daraus, daß Sie ein vornehmer Herr sind, dessen Miene und Haltung Sie auch haben. M'sieu, Ihnen stehen viele Weiber zu Gebot, um sie zu lieben; können Sie nicht dieses Eine verschonen? Sie haben viele Freuden und Vergnügungen in Ihrer Welt, — können Sie mir nicht diesen einen Schatz lassen? Bedenken Sie, M'sieu, wenn Florelle Sie jetzt liebt, so wird Ihre Liebe mit den Jahren noch wachsen; Sie aber werden ihrer müde merden, Veränderung und neue Schönheiten suchen, — Sie werden Sie erst vernachlässigen und endlich verlassen. Und was wird dann das Loos des armen Kindes sein? Bedenken Sie! Schon jetzt haben Sie ihr ein grausames Leid durch ihre schmeichelnden, verliebten Worte zugefügt, — wollen Sie ihr noch mehr Leid zufügen? Was ist Ihre Liebe gegen die meiner armen Florelle? Wenn Sie ein Gewissen haben, so können Sie nicht wagen, beide zu vergleichen. Sie würde Ihnen Alles opfern, Sie ihr aber nichts. M'sieu, Florelle ist kein solches

Weib, wie die Damen Ihrer Welt; sie kennt das Böse so wenig, wie die Heiligen, und diejenigen, welche ihr begegnen, sollten sie dagegen schützen, aber nicht dazu verleiten. Wäre der Sieur de l'Heris noch am Leben, oder wäre das Haus noch mächtig, wie es einst gewesen, würden Sie dann gewagt haben, ihr auf solche Weise zu nahen? M'sieu, derjenige, welcher geschenktes Vertrauen täuscht, genossene Gastfreundschaft nicht achtet, und die Unschuld und Schutzlosigkeit eines jungen Wesens, die jedem Manne von Ehre heilig sein sollten, zu mißbrauchen sucht, würde — mag er sein, wer er wolle — von den de l'Heris für einen Elenden erklärt worden sein! — Wollen Sie nicht Mitleid mit meinem Kinde haben?"

Selten habe ich mich durch Worte und Vorstellungen in einem Vorhaben irre machen lassen, mochte der Gegenstand sich auf Liebe, Vergnügen oder Ehrgeiz beziehen; allein die Worte der alten Cazot machten einen sonderbaren Eindruck auf mich, wozu die eigenthümliche Verwegenheit der Rednerin viel beitrug. Die innige Liebe zu dem Pflegling verlieh ihren Worten Beredsamkeit, während ihre gebräunten Züge vor Aufregung zitterten und schwere Thränen über die harten Wangen rollten. Ich fühlte, daß sie wahr sprach; daß, so gewiß die Nacht dem Tage folgt, Ueberdruß meiner Liebe zu Florellen folgen würde; daß ich die genossene Gastfreundschaft auf

schlechte Weise vergolten und die Unbekanntschaft des jungen Mädchens mit der Welt und ihr Vertrauen zu mir, die meiner Ehre hätten heilig sein sollen, planmäßig benutzt hatte. Ja, sie hatte Recht, und das Epitheton „Elender“ traf mich aus dem Munde einer Frau, deren Geschlecht keine Rache zuließ, härter, als es mich aus dem Munde eines Mannes getroffen haben würde. Ich mußte mich von einer alten Bäuerin „einen Elenden“ nennen lassen! Seltsam — nicht wahr? Aber noch seltsamer war es, daß ich ihr nicht zuhören konnte, ohne ergriffen zu werden; daß ihre Worte mich tief erschütterten — wie oder weshalb, vermochte ich nicht zu erklären; und daß sie in mir eine gewisse Schwäche, Uneigennützigkeit und eine Art von ritterlichem Gefühl erweckten, das mich endlich bestimmte, meine flüchtige und selbstsüchtige Leidenschaft aufzugeben und gegen Florelle so zu handeln, als wenn noch alle männlichen Abkommen ihres Hauses am Leben gewesen wären und mich zur Rechenschaft hätten ziehen können, obgleich ich sie nicht gefürchtet haben würde. Ja, die Worte der alten Cazot ließen mich von meinem Vorhaben, Florelle in die Klasse der Frauen meiner Welt zu stellen und sie zu der Stufe und dem Leben derselben herabzuziehen, scheu zurückweichen.

„Sie werden Mitleid mit ihr haben, nicht wahr?“ fragte die alte Frau in sanfterem Tone, als vorher, und mich bittend anblickend.

Ich antwortete nicht, schob sie auf die Seite und ging den steilen Pfad hinab der Stelle zu, wo mein Pferd unter einer Plantane graf'te, bestieg es hastig und jagte nach Luz, ohne ein einziges Mal nach den grauen Ruinen des Nid de l'Aigle zurückzublicken.

Noch an demselben Abend verließ ich Luz und sah Florelle nicht wieder. Es war eine späte, grausame Schonung, — vielleicht nicht minder grausam, als das Leid gewesen sein würde, welches die alte Cazot von ihr abgewendet hatte. Hältst Du mich nicht für einen Narren, daß ich mich von dem Geschwätz eines alten Weibes habe bethören lassen? — Nenne mich so, wenn Du willst: ich mag nicht dagegen streiten. Wir wissen kaum selbst, wann wir Narren und wann weise Menschen sind! Uebrigens bin ich von dergleichen Schwachheiten nicht oft heimgesucht worden.

Ehe ich Luz verließ, schrieb ich an Florelle und bat sie, mich zu vergessen, — eine Bitte, die, wie ich wußte und in meiner Selbstsucht wünschte, nicht erfüllt werden würde. Dann kehrte ich in mein diplomatisches und geselliges Leben zurück, zu den gewohnten Vergnügungen und Bestrebungen, und schlug das Blatt im Buche meines Lebens, welches den Besuch in den Pyrenäen enthielt, um, so wie man das letzte Blatt einer durchlesenen Novelle umschlägt, die man nie wieder anzublicken gedenkt. Ich ging nach Constantinopel, blieb dort bis zum Monat April, und begab mich dann nach London, um daselbst die Saison zu

verleben. Ich führte wieder das alte Leben und gab mich ganz den gewohnten Zerstreuungen hin, konnte aber dennoch Florelle nicht so gänzlich vergessen, wie ich es wünschte. Bis dahin hatte ich mich nie von solchen Erinnerungen plagen lassen, sondern war gewohnt gewesen, sie von mir zu werfen, sobald sie mir lästig wurden; allein Florelle wollte meinem Gedächtnisse nicht entschwinden. Je mehr ich andere Frauen sah, desto deutlicher trat in meiner Erinnerung der Gegensatz ihres zarten, reinen, arglosen Gemüths hervor; und je mehr Zeit verfloß, desto mehr bereute ich, sie aufgegeben zu haben, vielleicht deshalb, weil ich erst in der Entfernung einsehen lernte, daß die reinste und tiefste Liebe für mich verloren war, die ich je gewonnen hatte. Oft dachte ich in dem Gewirr meines gewohnten Lebens an die kleine Chatelaine sans chateau und daran, wie sie meinen Brief aufgenommen haben möge, wie tief das glühende Eisen in ihr junges Herz gedrungen, und ob sie ein Mitglied der frommen Schwesterschaft im Kloster geworden sei oder noch als Einsiedlerin unter den Buchen und Felsen des Nid de l'Aigle hause. Endlich wurde meine Sehnsucht nach ihr unwiderstehlich. Noch nie hatte ich mir einen Wunsch versagt, und der Mann ist ein Thor, welcher es thut, wenn der Wunsch erreichbar ist. Am Schlusse der Saison ging ich also nach Paris und von dort abermals nach dem Süden von Frankreich. Ich erreichte Luz, das noch immer im goldenen, war-

Eingangspforte des Hauses stand offen. Ich tappte durch den finstern Gang, erreichte die Thür des Wohnzimmers und trat ein. In der tiefen Nische des Bogenfensters, da wo ich Florelle zum ersten Male gesehen hatte, lag sie ausgestreckt auf einem Bett. Ich sah sie wieder — aber wie! Mein Gott, nie, auch in meiner Sterbestunde nicht, werde ich das Gesicht vergessen, wie ich es in jenem Augenblicke sah. Es war mir abgewendet und ihre blonden Haare flossen über das Kissen; aber als das Sonnenlicht auf die Züge der Schlummernden fiel, erkannte ich nur zu deutlich, was darin geschrieben stand. Die alte Cazot saß an der Seite des Bettes, den Kopf in die Hände gestützt, blickte auf und trat mir entgegen, mich gewaltsam zurückdrängend.

„Sind Sie endlich gekommen, um sie sterben zu sehen?“ sagte die Alte. „Schauen Sie auf Ihr Werk, blicken Sie es an, und dann fort — mit meinem Fluche!“

Ich machte mich von ihren Händen los, eilte nach dem Fenster und warf mich an Florellen's Bett nieder. Bis zu jenem Augenblicke war es mir nie klar geworden, wie sehr ich sie liebte. Meine Stimme erweckte sie aus dem Schlafe, und ihrer Schwäche ungeachtet mit einem Freudenschrei auffahrend, schlang sie ihre Arme um meinen Hals und flehte mich schluchzend an, sie nicht zu verlassen, so lange sie lebe, und bei ihr zu bleiben, bis der Tod sie abrufe.

herbeischaffen konnte, wurden angewendet, um den Tod abzuwehren, aber vergeblich. Zu meinem besonderen Schmerze wurde mir noch gesagt, daß die Unglückliche zu retten gewesen wäre, wenn die Anwendung dieser Mittel einige Monate früher stattgefunden hätte! Noch drei Wochen brachte sie in diesem Zustande zu, dahinwelkend wie eine Blume, die vor erreichter voller Blüthe gepflückt wird. Ich kannte die schreckliche Krankheit genügend, um vom ersten Augenblicke an zu wissen, daß keine Hoffnung war. O, die schrecklich langen Nachtstunden, wenn ihr Kopf auf meiner Schulter ruhte und die magere, heiße kleine Hand in der meinigen lag, während ich angstvoll auf jeden Athemzug horchte und mit jedem Augenblicke den letzten erwartete! Bei'm Himmel, ich vermag kaum jetzt daran zu denken!

In einer solchen Nacht starb Florelle, glücklich in meiner Nähe und bis zum letzten Moment mich liebend, mir vergebend und mit froher Zuversicht von der Wiedervereinigung sprechend, die sie, das fromme Kind, glaubte und hoffte, während ihr Arm meinen Nacken umschlang und ihr Auge an dem meinigen hing, bis — es brach!"

Nach diesen Worten trat tiefe Stille zwischen uns ein. Der Arno schlug gegen den Fuß der Mauer und murmelte sein ewiges Lied, während er durch die Brücke floß, und die schweren Gewitterwolken flogen dumpf rollend über den Horizont. Oakland, dessen

Stimme zuletzt von tiefer Bewegung heftig gebebt hatte, lehnte sich in den Stuhl zurück und ließ wieder den Schatten der Sänle auf sein Gesicht fallen. Mehrere Minuten lang schwieg er, und ich ebenfalls, von Herzen die unbedachte Frage bereuend, welche ihn veranlaßt hatte, ein Blatt seiner Lebensgeschichte zu öffnen, das von so schmerzlichem Inhalt war. Solche Skelette wohnen in den Herzen Vieler, und zarte Hände müssen es sein, welche sie dem Grabe entziehen und Ueberreste an das Licht bringen, die so traurige Erinnerungen erwecken und so ängstlich verborgen worden sind.

Endlich erhob sich Oakland, lachte gezwungen, während seine Lippen todtenbleich waren, und trank ein Glas Hermitage.

„Nun, was sagst Du?“ rief er. „Ist mein Grundsatz richtig: Il y a des femmes et des femmes? Caramba! Weshalb mußtest Du die unglückliche Mappe in die Hände bekommen! — Aber sieh', dort im Palaste der Marquise sind die Lichter bereits angezündet! Komm', wir müssen gehen, sonst fallen wir in Ungnade!“

Wir gingen und die schöne Marquise Beatrice Acqua d'Oro sprach lange und feurig mit ihm, und die Gräfin de Sandal äußerte sich gegen mich darüber, welch' ein glänzender und glücklicher Mann Lord Oakland sei — aber kalt und glatt wie Eis. Nichts, meinte sie, könne Empfindung bei ihm erwecken, und

nur gewisse nichtssagende Complimente höre man zuweilen von seinen Lippen. Allein ich möchte wohl wissen, was die Marquise und die Gräfin gesagt haben würden, wenn ich ihnen die Geschichte von der „Schloßherrin ohne Schloß“ und dem kleinen Grabe unter den Buchen der Pyrenäen erzählt hätte.

In

den Scheeren von Bohüsläu.

Novelle von G. H. M . . n.

In den Scheeren von Bohüslän wurde eines Herbstabends bei heftigem Sturme ein Lootsenboot gesehen, welches zu landen suchte. Es befand sich nicht weit von einem armen Fischerdorfe, welches Brännings vik heißt. Auf einer Klippe am Strande standen ein Paar alter Fischer und betrachteten ab und an durch ein altes Fernrohr den Kampf des Bootes mit dem empörten Elemente. Ein junges Mädchen, dürftig aber besser gekleidet als die armen Küstenbewohner im Allgemeinen, kam aus einer Hütte im Dorfe und nahm ihren Weg den Strand entlang. Als sie den beiden Greisen nahe kam, grüßten diese, und sie blieb stehen.

Die See geht heute mit aufgestreiften Aermeln," sagte einer der Fischer.

„Ja, ja," fiel der Andere ein, „'s ist heute wahrhaftig nicht mit ihr zu spaßen."

„Kennt Ihr das Boot nicht, Vater Gabriel?" fragte das junge Mädchen. „Wer mag denn wohl draußen sein bei so schrecklichem Sturm?"

„Es ist ein Lootsenboot von Marstrand, sollt' ich

meinen," antwortete der Fischer Gabriel. „Es führt gewiß irgend einen Passagier, der nach Norwegen will und den der Sturm hierher verschlagen hat. Sie suchen Schutz unter der Landspitze dort."

Das junge Mädchen grüßte die beiden Alten freundlich und ging weiter. Sie war aber noch nicht weit gekommen, als sie Tritte hinter sich vernahm. Sie sah sich um, es war Vater Gabriel.

„Ein Wort, Mamsell Käthe," sagte der Alte schmunzelnd. „Ich glaube beinahe, es ist ein Officier, der da an's Land kommt. Wir möchten heute Nacht um Alles in der Welt nicht gern einen Fremden in unserm Dorfe haben. Die Küstenfergeanten sind fort und da haben wir denn dies und das zu thun, welches am besten ohne Zeugen vor sich geht. Wenn es sich nun so machen sollte, daß der Reisende über Nacht hier bleiben muß, so gebt ihm doch bei Euch Quartier, beste Mamsell Käthe, — er legt auch gerade in Eurer Bucht an."

Käthe dachte einen Augenblick nach. „Es mag d'rum sein," antwortete sie dann; „aber — daß Ihr Euch in Acht nehmt, Vater Gabriel!"

„O, hat keine Gefahr," lachte der Alte, indem er seinen Hut lüftete und nach seinem vorigen Standort zurückkehrte.

Käthe verfolgte ihren Weg über einen nackten Hügel, auf dessen anderer Seite eine Bucht, der Bränningsvick, tief in's Land einschnitt. Im Allge-

meinen besteht das nördliche Bohüslän aus einer Menge enger, fruchtbarer Thäler, eingeschlossen von nackten, gleichsam von Stürmen und früheren Ueberschwemmungen glatt gescheuerten Hügeln. Am innern Ende der Bucht, welcher nun der Schauplatz unserer kleinen Erzählung wird, liegt ein Pfarrhaus, dessen Bewohner fast gänzlich auf einige Tonnen Land und ein Fischerboot angewiesen sind. Dort wohnte ein alter Mann mit seiner Tochter und einer alten Magd. Die Tochter war es, welche sich jetzt auf dem Wege heimwärts vom Fischerdorfe befand. Sobald sie den Kamm des Hügels überstiegen hatte, sah sie das Lootsenboot wieder, welches die schützende Landspitze glücklich erreicht hatte und nun mit raschen Ruderschlägen die Bucht herauf eilte. Deutlich konnte sie jetzt sehen, daß sich zwei Lootsen und ein fremder Herr darin befanden.

Das Boot hatte, ein Paar Steinwürfe vom Pfarrhause entfernt, noch kaum beigelegt, als auch schon Käthe am Landungsplatze stand. Der Fremde sprang an's Land. Es war eine hohe Gestalt, mit kriegerischer Haltung und starkem Schnurrbart, aber todtenbleichem Angesicht. Nachdem er sich umgesehen, grüßte er das junge Mädchen höflich.

Sie beantwortete seinen Gruß schüchtern und doch zugleich mit jener Freimüthigkeit, die Alle umgiebt, welche viel draußen auf der See leben. Auch die Lootsen grüßten sie, obgleich sie ihnen fremd war.

„Es ist unmöglich, weiter zu segeln, nach Aussage der Lootsen," begann der Fremde; „ich muß mir also eine Nachtherberge suchen. „Könnt Ihr, mein junges Fräulein, mir wohl sagen, wo ich diese werde finden können?"

„Bei meinem Vater, dort in dem kleinen Gehöfte, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt mit dem Wenigen, welches ein Pfarrhaus zu bieten hat."

Der Officier dankte höflich. Käthe sagte nun, daß, wenn die Lootsen seine Sachen hinauftragen wollten, sie mit ihm vorausgehen würde.

Beim Eintritt in die kleine Wohnung, deren Thür offen stand, sah der Officier mit einem gewissen unruhigen Blick umher. Er sah so unheimlich und wild aus, daß Käthe anfing, sich darüber zu beunruhigen, daß sie sich mit ihm allein befand. Sie wies ihm eins der beiden Zimmer an, welche das Haus enthielt, und eilte, ihn zu verlassen.

Er hatte noch nicht lange die einfache aber saubere Ausschmückung des Stübchens betrachtet, als die Lootsen mit seinem Reisesack, Mantel und Säbel hereinkamen. Der eine von ihnen nahm das Wort: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber hier müssen wir umkehren nach Hause. Es bläst zwar gewaltig, aber wir haben den Wind dann im Rücken, so daß es rasch vorwärts geht. Es wird nicht schwer für Sie halten, morgen ein Boot in Bränningsvik zu bekommen. Alle Fischer sind jetzt daheim und morgen

stehen Ihnen so viel Sie wollen zu Diensten. Uebrigens verlassen Sie sich darauf, mein Herr, daß wir schweigen können, und so wollen wir denn Abschied nehmen."

Der Fremde ward noch bleicher, als er schon gewesen war. Schweigend ging er an den Tisch, untersuchte seine Pistolen, dann zog er seine Börse und bezahlte die Lootsen.

Käthe kam jetzt zurück, gefolgt von ihrem Vater. Der Greis trat freundlich auf seinen Gast zu und reichte ihm die Hand. „Willkommen in meinem geringen Hause," sagte er, „kann ich Ihnen auf irgend eine Weise dienen, so soll es mir lieb sein."

Der Officier schien bei seinem Anblick bestürzt. Er betrachtete ihn mit einem Ausdruck von Angst, der aber bald vorüberging, indem er antwortete: „Ich danke Euch, Herr Pastor, und bitte, mich Eurer Gastlichkeit bedienen zu dürfen, bis der Sturm sich legt. Auch möchte ich Euch noch um Eins bitten: sollte es wohl möglich sein, sobald das Wetter die Weiterreise zuläßt, ein Boot aus dem Fischerdorfe zu erhalten, welches, wie ich höre, hier in der Nachbarschaft liegt? Was es kostet, bezahle ich gern, wenn ich nur weiter nach Christiania kommen, oder wo es sein mag auf norwegischen Boden."

„Das wird sich wohl machen lassen," sagte der Greis; „die armen Fischer bedürfen Verdienst, seit das Meer nicht mehr ergiebig ist; wir werden unser

Mädchen morgen bei Zeiten ausschicken, um Vater Gabriel's Boot zu miethen und ein Paar tüchtiger Männer — sein Boot ist der beste Segler."

Die beiden Lootsen wurden von Käthe mit einem Trunk erfrischt und entfernten sich, worauf der Pastor seinen Gast bat, sich zu setzen und ein wenig zu erzählen. Dieser entschuldigte sich aber damit, daß er sich müde und unwohl fühle nach der Seereise.

„Das geht vorüber, nachdem Ihr einen Toddy getrunken haben werdet," sagte der Greis. „Käthe ist gerade im Begriff ihn für uns zuzurichten."

Der Fremdling dankte artig, aber kurz.

Als sein Wirth bemerkte, daß er düster und unruhig war, bat er ihn, doch keine Umstände zu machen, sondern sich zur Ruhe zu legen, wann er wolle — auch sei Käthe sogleich mit der dürftigen Mahlzeit fertig. Ihr werdet jedoch mit dem Wenigen vorlieb nehmen," sagte er, „was wir Euch bieten können, nicht wahr?"

Die Tochter trat nun herein mit der im Orte gebräuchlichen Bewirthung von Cognac, Zucker und Wasser. Als sie den Teller mit den Gläsern auf den Tisch stellte und die Pistolen gewahrte, stutzte sie und ein leichter Schreck durchfuhr sie. Sie äußerte jedoch nichts, sondern betrachtete sie mit scheuer Aufmerksamkeit; eine war befleckt mit Blut, schien es ihr.

Es war, als wenn der wärmende Trank den Fremdling etwas belebte; denn er fing an, obgleich

mit sichtbarer Mühe, Verschiedenes über die Ordnung und Gemüthlichkeit zu äußern, welche in dem kleinen Hause herrschten; dies stimmte den Greis sehr zu vertraulichen Mittheilungen. „Ja," sagte er leise, „Gott sei Dank, daß ich meine Käthe habe, die für meine alten Tage sorgt. Von meinem einzigen Sohne höre ich selten. Aber entschuldigt, lieber Herr, man ist auf dem Lande neugierig, ohne etwas Arges damit zu meinen. Ich wollte fragen, was Euch bewegen kann, den Weg nach Norwegen seewärts zu suchen. Es würde leichter sein, über Strömstad nach Friedrichshall zu Lande zu fahren; es sind nur wenige Meilen bis dahin."

Der Officier wurde aufmerksam. „Würde es denn möglich sein, Pferde von hier zu bekommen?" fragte er.

„Ich selbst habe zwar kein Pferd," sagte der Pastor „aber bei den Nachbarn wird schon eins zu haben sein."

„Dennoch," fiel der Gast ein, „ist der Seeweg der sicherste; ein gutes Boot und ein Paar flinker Seeleute, das geht am besten. Und bis morgen sucht mich wohl Niemand hier, darf ich vermuthen."

Der Greis betrachtete ihn einige Augenblicke scharf, soviel die zunehmende Dämmerung erlaubte. „Mein Herr," sagte er darauf, indem er mit würdigem Ernste vom Stuhl aufstand, und seine ehrwürdige Stirn erhob sich noch über die des stattlichen Kriegers,

„müßt Ihr Euch verstecken, so seid ohne Sorgen; in diesem Hause verräth Euch Niemand. Aber nun sagt mir aufrichtig und auf Euer Gewissen: habt Ihr ein Verbrechen begangen? Ich will wissen, ob ein unschuldig verfolgter Mann Schutz unter meinem Dache genießt, oder ob —"

„Es ist eine Ehrensache," unterbrach ihn der Officier, „es ist ein Verbrechen, wenn Ihr so wollt — vor Gott ist es gewiß ein Verbrechen und mein Gewissen verdammt es — aber vor Menschen war es eine Nothwendigkeit, war es unabweislich!"

„Ich verstehe Euch," erwiederte der Geistliche; „Ihr habt Euch duellirt, Herr; Ihr habt Menschenblut vergossen."

„Ja," antwortete der Officier, „Ihr habt recht gerathen; ich habe mich duellirt, ich habe das Blut meines besten Freundes vergossen!"

„Möge Gott sich Eurer erbarmen," sagte der Greis. „Aber Blut und Todtschlag sind Früchte der wilden Lebensweise, die man in Eurem Stande führt, und von den Grundsätzen, die unter Euch herrschen. Ihr gehorcht Menschensatzungen mehr als Gott, Ihr opfert Gewissensfrieden und wahre Ehre vor Gott und Menschen für Eure falschen Begriffe von Ehre hin! Wie oft habe ich nicht meinen Sohn ermahnt und ihm dies gepredigt! Er ist Officier, wie Ihr, mein Herr. Ich wollte es ihm zwar nicht gestatten, in den Militairdienst zu treten, aber ich konnte seinen Hang

nicht überwinden. Herr, ich muß Euch sagen, daß auch ich den Krieger hochachte, wenn er, seine Pflicht erfüllend, für König und Vaterland kämpft. Aber wie lebt der Soldat gegenwärtig? Ich habe zwei Unterofficiere in meiner Gemeinde — es sind wilde Gesellen, die Gottes Wort und die Predigt verachten — das kann ich leider bezeugen!"

„Ach," sagte der Fremde, „urtheilt nicht zu strenge, Herr Pastor. Es können selbst für den ehrenhaftesten Mann Fälle eintreten, wo er seine Waffe gegen seinen besten Freund gebrauchen muß. Und doch bin ich so unglücklich! Ich trage in mir eine Qual, welche nie aufhören wird, so lange ich lebe! Meinen besten, liebsten Freund habe ich gemordet! Aber ich war gezwungen, ich mußte es thun! Keiner von uns wollte, aber wir mußten uns schlagen, und er war das Opfer!"

Die Dämmerung verbarg sein Antlitz, aber sein heftiges Athmen verrieth, daß er tief erregt war.

„Ihr seid ein Mann von Gefühl," erwiederte der Greis, der mit Rührung den Ausdruck seines Schmerzes beobachtete. „Ich bin alt und kann mich in die Verhältnisse und Anschauungsweise vornehmerer Kreise kaum hineindenken; aber ich kenne das menschliche Herz und würde Euch vielleicht einen guten Rath geben können oder ein Wort zu Eurem Troste haben. Wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Erzählt mir Eure traurige Geschichte."

„Sie ist schrecklich," antwortete der Officier, „und es ist schmerzlich für mich, sie im Erzählen gleichsam nochmals durchleben zu müssen; aber ich will es thun; denn ich fühle Ehrfurcht vor Eurem Stand und Alter. Ich will Euch mein Schicksal erzählen; aber noch nicht; laßt mich erst meine Gedanken sammeln."

Käthe brachte das Abendbrot und Licht. Sie hatte das ganze Gespräch mit angehört und betrachtete nun mit Blicken, worin sich Angst und Entsetzen malten, ihren Gast. Er bemerkte dies und begegnete ihrem Blick mit einem Ausdruck von Schmerz, der auf einmal ihre Furcht in Mitleid verwandelte. Er nahm sogleich seine Pistolen vom Tische und verbarg sie, wie um mit ihnen die Erinnerung, welche sie weckten, zu beseitigen.

Während der einfachen Mahlzeit hub der Greis an, von andern Gegenständen zu sprechen, wie z. B. von der Lage des Fischerortes und den klimatischen und Boden-Verhältnissen Bohüslän's im Allgemeinen. Der Officier, gerührt von diesem Wohlwollen, beantwortete seine Bemerkungen freundlich. Er sprach auch mit Käthe, welche jedoch schüchtern gegen ihn zu sein schien, als wenn sie Furcht und Angst vor ihm habe. Gleichwohl beantwortete sie seine und des Vaters Fragen und nahm Antheil am Gespräch mit einer Feinheit und Wahl im Ausdruck, welche ihn in Verwunderung setzten. Doch herrschte eine ängstliche Spannung

in Aller Benehmen und Alle fühlten sich erleichtert, als man vom Tische aufstand.

Es war schon spät am Abend. Käthe deckte eilig den Tisch ab und brachte mit Hülfe der Magd ein fertiges Bett herein. Der Pastor erhob sich, um gute Nacht zu wünschen; der Officier aber erfaßte seine Hand und hielt ihn zurück. „Und auch Ihr, Fräulein Käthe," sagte er, „bleibt, ich bitte Euch, um mein unglückliches Schicksal zu hören. Ihr habt mich zwar mit Wohlwollen und Gastfreiheit aufgenommen, aber ich habe recht wohl bemerkt, daß Euch vor mir schaudert, und ich will nicht von hier scheiden, ohne Euer Mitleid gewonnen zu haben."

Schweigend und ein Zittern in ihrem Innern unterdrückend, setzte sich Käthe auf einen Stuhl. Der Vater schickte erst die Magd fort in's Dorf, um ein Boot zu besorgen; darauf setzte auch er sich, um die Erzählung anzuhören. Anfangs sprach der Krieger mit leiser Stimme, nach und nach aber sammelte er mehr Kräfte und seine Erzählung ward fließender und zusammenhängender. Sorgfältig vermied er es jedoch, irgend einen Namen zu nennen. Er hatte in der Garnison ein Mädchen kennen gelernt, welches seine Artigkeiten mit Wohlgefallen aufzunehmen schien. Er glaubte, ihre Gegenliebe zu besitzen, und hing an ihr mit seines Herzens ganzer Liebe. Aber einer von seinen Kameraden, sein bester Freund schon von der Kriegsschule her, hatte dasselbe Mädchen kennen gelernt

und sein Herz an ihr verloren. „Es war eines Abends bei'm Commandanten," erzählte er, „als wir gerade am Spieltische saßen und mein Freund Unglück hatte. Ihr kennt wohl den Fluch, der auf den Karten lastet. Jedes andere Gefühl ist von dem Interesse für die Wendungen des Spiels aus der Seele verscheucht. Die Erbitterung, welche der Verlierende fühlt, ist grenzenlos; der Gewinnende dagegen kennt keine Schonung. Ich hatte gewonnen — mein Freund verlor eine Parthie nach der anderen. Schließlich hatte er eine bedeutend größere Summe verloren, als er im Vermögen besaß. ‚Ich werde zahlen, wenn ich mit Amelie verheirathet sein werde,' flüsterte er mir zu."

„Gerechter Gott!" rief Käthe aus und preßte angstvoll ihre Hände zusammen; aber ohne sich unterbrechen zu lassen, fuhr der Officier fort:

„Amelie? antwortete ich erbittert, das hieße niemals, denn sie ist mein. Aber Du bist jetzt von Sinnen, weil Du verloren hast — Du willst mich vielleicht nur reizen — ist das Deine Meinung? Er sah mich an mit einem Ausdruck von Hohn, der mir so tief in die Seele schnitt, daß ich meiner nicht mehr Herr war. Ich bin mit ihr seit einem Monat verlobt — sagte er mit lauter Stimme — aus Schonung für Dich habe ich Dir's bis jetzt verschwiegen, da Du Dich schon so lange um sie beworben hattest. Dabei traf mich wieder ein so höhnischer Blick, daß ich ihn unwillkürlich vor dem ganzen anwesenden

Officiercorps beschimpfte — ohne zu wissen, was ich that, versetzte ich ihm einen Schlag in's Angesicht! O mein Gott, er war es, der mich reizte! Tausendmal hätte ich mein Leben hingegeben, um meine Uebereilung ungeschehen zu machen — es war nicht zu ändern: wir mußten uns schlagen — es geschah diesen Morgen — er fiel von meiner Kugel, obgleich ich es umgekehrt wünschte — ich mußte fliehen — Ruhe und Glück habe ich für ewig verloren — ich gehe nun, um in irgend einem Kriege den Tod zu suchen; es wird sich ja wohl eine mitleidige Kngel finden, die auch mich erlöst."

„Das war ein schreckliches Ereigniß," sagte der Greis. „Die heftige, unbändige Jugend! Das heiße, wilde Blut, welches sich nie unterdrücken läßt! — Hatte denn das jnnge Mädchen Euch ein Versprechen gegeben, so, daß Ihr Anspruch auf sie hattet? — Und hättet Ihr nicht Mitleid und Nachsicht an einem Jüngling üben müssen, den Euer Spiel seines ganzen Vermögens beraubt hatte? Doch ich darf und will Euch keine Vorwürfe machen — es war eine Uebereilung, die sich schrecklich selbst gestraft hat. Ich beklage Euch, aber Ihr habt Euch Euer Unglück selbst zugezogen und könnt Euch nie, nie damit entschuldigen, Euer Leiden nicht verdient zu haben! Nur Gott kann Euch verzeihen und Euch trösten."

Käthe hatte sich in höchster Angst abgewandt. — Plötzlich rief sie aus: „Amelie, mein Herr? Amelie?

hieß sie so, und wurde vor einem Monat verlobt? O Gott, meine Ahnung! Er ist's, er ist's!"

„Wen meinst Du, Käthe," fragte ihr Vater erschreckt, „wer ist es?" und nun selbst von einer schrecklichen Ahnung gepackt, ergriff er des Fremdlings Hand und rief mit kaum hörbarer Stimme: „Um Gottes willen, sagt, sagt, war's Adolph? Adolph Forsmann?"

„So hieß mein armer, unglücklicher Freund," sagte der Officier.

„Mein Sohn, mein Sohn!" schrie der Greis und fiel in den Stuhl, aus dem er sich erhoben hatte, zurück, „o Gott, mein Adolph erschossen? Mein Sohn todt?

Der Officier war vor Entsetzen wie versteinert! So stand er denn vor dem Vater des Gemordeten! Das graue Haupt, dem er seine Stütze und Freude entrissen, zitterte angstvoll vor seinen Augen! Ein unsäglicher Schmerz erfüllte seine Brust. Schon glaubte er, den Fluch von des Greises bebenden Lippen über sich ausgesprochen zu hören, und mit einer unfreiwilligen Bewegung nahm er seine Pistolen wieder hervor.

Aber Käthe, die sich in des Vaters Arme gestürzt, und den Weinenden beschworen hatte, sich zu beruhigen, sprang auf, als sie des Fremdlings Vorhaben sah, und nahm mit unwiderstehlicher Würde

die Waffen aus seiner Hand. „Beruhigt Euch," sagte sie, „sonst tödtet Ihr auch uns."

In dem Worte „auch" lag etwas so Bitteres, obgleich unbeabsichtigt, daß der Unglückliche mit verzweiflungsvollen Geberden zu Boden stürzte — es war ihm, als hätte er einen Dolchstoß in's Herz empfangen.

Nur Käthe behielt vollkommen ihre Geistesgegenwart. Sie umarmte ihren Vater. „Laß' uns Gott um Trost und Geduld bitten," flüsterte sie ihm zu, „ach, mein Vater, wir müssen uns beugen vor Gottes allmächtiger Hand!"

Der Greis faltete seine Hände. Tiefes Schluchzen entwand sich seiner Brust und über seine Wangen flossen bittere Thränen. Aber kein Wort des Fluchs oder auch nur des Vorwurfs kam über seine Lippen.

Inzwischen schlug der unglückliche Fremdling in rasender Verzweiflung den Fußboden mit seinem Haupte. Schaudernd, aber mit rascher Entschlossenheit erfaßte Käthe seine Hand. „Steht auf," bat sie, „um Gotteswillen, steht auf, wir wollen Euch verzeihen, wir weinen über unser Unglück und das Eure, aber übt Barmherzigkeit an uns, tödtet uns nicht mit Eurer Wildheit!"

Er erhob sich auf die Kniee. „Daß ich noch lebe und athme," rief er aus, „daß mein Herz nicht brechen kann."

„Beruhigt Euch," sagte Käthe, „wir verdammen

Euch nicht! Gott wird sich unser erbarmen und meinen Vater trösten! Lebt, um Euch zu versöhnen mit Gott und der Welt! Wohl weiß ich, daß mein Vater trauern wird, tief, tief trauern, aber ich weiß auch, daß Gott, der uns verwundet, uns auch heilt."

„Komm', mein Kind," sagte der Greis, „hilf mir beten," und sank auf seine Kniee.

Da kniete auch das Mädchen nieder, und aus drei gebrochenen Herzen stiegen Seufzer zum Himmel empor.

Sie stand zuerst auf und sagte: „Nun bedürfen wir Alle der Ruhe und Einsamkeit. Auch Ihr, unglücklicher Fremdling, suchet Ruhe zu gewinnen durch Gebet und Reue. Gottes Erbarmen ist ja groß.

Darauf führte sie ihren Vater in das innere Zimmer, kam aber sogleich zu dem unglücklichen Mörder zurück, der noch auf den Knieen lag. „Herr," sagte sie mit zitternder Stimme, „erfüllt mir eine Bitte, die ich an Euch richte, — thut es um meinetwillen! ich bin ja Adolph's Schwester, meines alten Vaters einziges Kind!"

„O mein Gott!" seufzte er, „ich weiß diese Bitte im Voraus, ich soll Euer Haus verlassen! Des Mörders Haupt soll nicht ruhen unter des Gemordeten väterlichem Dache! Ja, ich will fort, ich will mich dem nächsten Gerichte überantworten; möge mein Blut mein Verbrechen sühnen!"

„Nein," sagte sie mit Gefühl und Würde, „nein, ich fordere von Euch ein ganz anderes Gelübde! ich

ahnte Eure Absicht, als Ihr Eure Pistolen nahmt. Gelobt mir heilig vor Gott, und mit aufrichtigem Herzen, nicht selbst Euer Leben zu verkürzen und nie mehr Menschenblut zu vergießen! Gelobt mir, ein Land aufzusuchen, wo Ihr in Ruhe leben könnt, und versöhnt dort Euer Unglück mit Gott. Wenn Ihr mir das verspricht, so soll es uns ein Trost in unserem Kummer sein, den Gott uns Kraft geben wird, zu tragen."

Ueberwältigt von Rührung, nahm er ihre Hand, die er an sein Herz und seine Lippen drückte und mit seinen Thränen netzte. Sobald er ein Wort hervorbringen konnte, sagte er: „Ja, ich gelobe es!"

Sie zog ihre Hand zurück und sagte: „Jetzt bin ich ruhig, geht auch Ihr nun schlafen. Gott gebe Euch Trost!"

In demselben Augenblick stürzte die alte Magd herein.

„Herr im Himmel," schrie sie, „es steht schlecht um Brännings vik: die Küstenaufseher sind da, und kommen sicherlich auch hierher. Es sind viele Männer mit Pistolen und Säbeln bewaffnet — sie haben den Vater Gabriel fest genommen und sagen, der ganze Strand solle visitirt werden."

Der Officier war aufgestanden. „Ist Gefahr im Anzuge?" sagte er heftig, „meint Ihr, sie kommen, um mich zu ergreifen? Wo sind meine Pistolen?"

„Es sind die Zollbeamten," beschwichtigte ihn Käthe

„Aber wenn ich entdeckt werde?“ versetzte der Officier, „ich bin ihnen bekannt, und um meinen Unfall müssen sie jetzt schon wissen. Nun, sie mögen kommen, ich will kein Blut mehr vergießen, aber das meinige mag der Gerechtigkeit zum Opfer werden!“

Käthe schien einige Augenblicke nachzusinnen. Hastig faßte sie dann seine Hand und sagte: „Nein, Ihr habt mir ja Euer Gelöbniß gegeben, es ist heilig. Folgt mir, folgt mir im Augenblick! Und Du,“ wandte sie sich zur Magd, „geh' hinein zu meinem Vater, sag' ihm, daß ich zurückkomme, sobald ich kann. Gott ist mit mir!“

Bei diesen Worten ergriff sie des Fremdlings Reisesack — er nahm ihn ihr ab. „Wohin, wohin?“ fragte er.

„Seid nur still und folgt mir,“ antwortete sie, nahm seinen Säbel und die Pistolen und eilte hinaus. Er eilte ihr nach hinaus in den dunkeln Herbstabend. Der Sturm hatte sich gelegt, aber in der Ferne hörte man noch die Meeresbrandung grollend brausen. Bald hatten sie den Strand erreicht, hier lag des Pfarrers kleines Boot, — sie sprangen hinein: in wenigen Augenblicken war es abgeschoben und schoß durch die in der Bucht jetzt beinahe ganz ruhige Wasserfläche. Mit einer Geschicklichkeit, die von der Gewohnheit auf der See zu leben, zeugte, hatte Käthe die Ruder ausgelegt und that einige langsame, aber kräftige Schläge.

Wenn zwei Bergrücken eine schmale Bucht bilden, so bleibt zur Nachtzeit der Schatten des einen Berges gänzlich schwarz, während die andere Seite ihre Formen in vielfältig wechselnden Schattirungen schwachen Lichtes bricht, (wenn man so den matten Schein eines herbstabendlichen Sternhimmels nennen kann,) — es war gerade in dem dunkeln Schatten, worin Käthe das Boot hinschießen ließ. Als sie nun aber eine gewisse Entfernung vom Ufer gewonnen hatte, hielt sie inne, weil das Meer im Herbst die Eigenthümlichkeit hat, zu leuchten, wenn es aufgestört wird, — bei jedem Ruderschlag sieht man eine unendliche Menge kleiner, glänzender Punkte glühen, und auch im Kielwasser des Bootes zeigte sich ein solcher glänzender Streifen.

Vom Ufer her tönten jetzt Pferdehufschläge und menschliche Stimmen. „Das sind unsere Verfolger," flüsterte Käthe. Sie hatte die Ruder eingezogen, und in dem Maaße, wie das Boot an Geschwindigkeit nachließ, erblich auch der schimmernde Streif hinter ihm.

Es dauerte nicht lange, so rief eine gellende Stimme: „Da geht ein Boot hinaus in der Meeresbucht! Ihr da, legt bei mit dem Boot bei des Pfarrers Steg dort! In Seiner Majestät und der Krone Namen, legt bei! Eine Patrouille reite sogleich hinaus auf die Landspitze. — Laßt mir keine lebende Seele aus der Bucht hinausschlüpfen, hört Ihr? Schießt, wenn sie nicht gehorchen!" Diese

Worte waren von einem Pistolenschuß begleitet, dessen Knall vom Echo tief hinten im Thale wiederholt ward, so daß er einem in der Ferne verhallenden Donner glich.

„Es ist nicht gefährlich," flüsterte Käthe, „hier erreicht uns keine Kugel."

Der Officier antwortete: „Wenn sie nur Euch nicht schaden, so bin ich zufrieden; aber ich glaube, da wir doch bereits entdeckt sind, so können wir jetzt gern zu den Rudern greifen."

„Gut," sagte sie, „es weht wohl draußen noch hinter der Landspitze, so daß wir das Segel benutzen können. Wenn wir nur glücklich hinauskommen, so sind wir in Sicherheit, das Boot ist ein guter Segler, das kann ich bezeugen."

Mit einigen kräftigen Ruderschlägen wurde das Boot nun wieder in Bewegung gesetzt. Sobald das Wasser wieder anfing zu leuchten, erhob sich ein Geschrei am Lande: „Habt Acht!" rief Einer, „erschießt die Schmuggler!"

Hier und da blitzte von der schattigen Bergseite ein Schuß auf, aber die Kugeln schlugen weit ab vom Ziele ins Wasser. Käthe steuerte indessen vorsichtig zur Bucht hinaus, so daß das Boot die offene See erreichte, bevor noch die Patrouille auf die Landspitze gelangte.

„Reite Einer zurück und requirire ein Boot vom Dorfe," befahl der Führer.

Eine neue Schwierigkeit stellte sich den Fliehenden entgegen, als sie aus der Bucht gelangten. Das aufgewühlte Meer ging noch immer hoch. Die Wogen brachen sich unruhig, ohne Regel und Ordnung nach allen Seiten. Aber auch der Officier war nicht unerfahren auf dem Wasser; er verstand mit eben so viel Geschicklichkeit wie Käthe, das Gleichgewicht zu halten. Das Schwierigste war wohl die Ungewißheit über den zu nehmenden Curs. Da draußen auf dem wilden, nachtbedeckten, brausenden Meere, wohin sollten sie sich wenden?

Das Boot wurde unaufhörlich weiter in die offene See hinausgeworfen, Nacht bedeckte den Strand, die Rufenden zwischen den Bergen wurden von dem Getöse der Wellen überstimmt. Da strahlte plötzlich am Horizonte ein großer, glänzender Stern auf. Seine rothen Strahlen brachen sich in langen, zitternden Streifen auf den Spitzen der schäumenden Wassermassen.

„Das ist die Feuerbaake!“ rief Käthe, „wir sind weit auf's Meer hinausgerathen.“

Jetzt blitzte es von einer anderen Seite, ein starker Knall durchschnitt das dumpfe, einförmige Getön der Wellen. „Das ist ein Fahrzeug, welches Lootsen fordert,“ sagte Käthe. „Wenn wir nur wüßten, was für ein Schiff es sein mag.“

Wir steuern dahin,“ rief der Fremdling, „mag es sein, was es will; mindestens bin ich dort für den

Augenblick sicher!“ Das Boot schoß nach der Richtung, woher der Kanonenschuß gehört worden war. Käthe, die am Steuer saß, betrachtete mit Aufmerksamkeit einen Gegenstand, der zuweilen wie ein Schatten über den schaukelnden Wogen schwebte. Es mußte eine bedeutende Entfernung bis dahin sein, obgleich die Gegenstände ihr auf dem Wasser viel näher erschienen, als sie es wirklich waren.

„Wir kommen kaum vor Tage hin,“ äußerte Käthe, „außerdem liegt das Schiff nicht still. Inzwischen wollen wir es versuchen.“ Ein neuer Blitz leuchtete auf, doch jetzt viel näher. Der Curs des Bootes wurde danach berichtigt; Käthe nahm die Feuerbaake zum Merkmal, indem sie dieselbe zur Linken zu behalten suchte, und vorwärts ging es auf's Neue.

Bald kamen sie indeß an eine schäumende Brandungsmauer, die sich drohend in einer unabsehbar langen Kette in's Meer hinaus erstreckte.

„Das ist der Haffstein, die gefährlichste Scheere in der Umgegend,“ bedeutete Käthe, „Gott verhüte, daß das fremde Schiff auf ihn gestoßen ist.“

Abermals wurde ein Schuß abgefeuert — gerade mitten über der schäumenden Brandung, und am Horizonte zeigten sich die gleichsam zitternden Umrisse aufgetakelter Masten. Das Dunkel, die Entfernung und die Bewegung gaben den gefälligen Formen der Zeichnung eine eigene Unbestimmtheit und Flüchtigkeit, die einem Maler zum Entzücken gereicht haben würden.

„Das Schiff hat sich in den Scheeren verirrt," sagte Käthe, „ich weiß nicht, wie wir durch die Brandung dahin kommen sollen — Gott helfe uns, wir müssen aushalten, bis es Tag wird — kann sich das Schiff bis dahin halten, so können wir an Bord kommen."

Sie ließ nun das Boot von den Wellen eine Weile zurücktreiben, bis sie an der Brandung des Haffsteins vorbeikamen. Dann bat sie ihren Begleiter, die Ruder zur Hand zu nehmen, um ihr behülflich zu sein, zwischen zwei Klippen hindurch zu kommen. So befanden sie sich denn bald auf einer ruhigeren Wasserfläche, eingeschlossen von Scheeren, gegen welche die Wogen sich draußen tobend brachen. Nun ging auch über dem Horizonte die Königin der Nacht, der silberhelle Mond, auf. In seinem Lichte zeigte sich deutlich das majestätische Schiff, welches vom Sturm zwischen die Klippen gejagt, hier vor Anker gegangen war, um die Lootsen und den Tag zu erwarten. Die beiden Flüchtlinge ruderten darauf zu. Es war ein englisches Schiff. Der schwedische Officier und das junge Mädchen wurden mit Verwunderung, aber freundlich, aufgenommen. Sie erfuhren, daß das Schiff von Christiania direct nach London bestimmt sei.

Als Käthe mithin ihren unglücklichen Schützling in Sicherheit wußte — denn am anderen Morgen konnte ein Lootse das Fahrzeug ohne Schwierigkeit wieder in Freiheit setzen — wollte sie wieder in ihr

Boot zurückkehren, fand aber zu ihrer Bestürzung, daß dasselbe von einer Welle gegen die Wand des Schiffes geschleudert und zerschmettert worden war.

Auch der Officier war bestürzt, als er dies gewahrte. Sollte der alte Mann durch ihn auch seines letzten Kindes beraubt werden? Aber Käthe zeigte sich bald gefaßt.

„So werde ich mit den Lootsen an's Land gehen," sagte sie.

Die Nacht verstrich und die Morgensonne ging prachtvoll über dem Meere auf. In majestätischer Ruhe wölbten sich draußen im endlosen Ocean die großen Wellen, ihren Schleier von Schaum entkleidet. Eine leichte Brise fuhr darüber hin. Bald zeigte sich auch ein kleines Segel. Es war das Lootsenboot Als es an dem Schiffe beilegte, stieg der alte Gabriel, der zugleich Lootse war, an Bord. Ein Ausdruck innerer Zufriedenheit schimmerte in seinen treuen Augen, als er Käthe erblickte; mit ungekünstelter Offenherzigkeit ging er auf sie zu und drückte ihr die Hand.

„Euer Vater trägt Sorge um Euch, Mamsell Käthe," sagte er, „aber ich werde das Schiff bald hinausbringen und Euch dann heimgeleiten. Der Wind ist gut. Die Küstenaufseher sind wieder fort — sie gingen eben so klug, als sie gekommen waren. Ich danke Euch, liebste Mamsell Käthe, das Boot im Boställsvik, welches die Sergeanten hinauslockte, hat uns gerettet."

Beim Anblick des alten Lootsen erneuerte sich des Mädchens Schmerz. Aber mit edler Selbstüberwindung suchte sie jede Aeußerung ihres Kummers zu unterdrücken, die ja nur dazu hätte dienen können, die unglückliche Ursache desselben zu kränken.

Als sich die Segel wieder vor dem Winde ausbreiteten, und das Schiff mit diesen seinen weißen Schwingen den Ankerplatz zwischen den Klippen verlassen verlassen hatte, nahm der Lootse Abschied. Der Officier sprach leise mit ihm, gab ihm Geld und den Auftrag, dafür dem Pastor ein neues Boot anzuschaffen. Dann ergriff er Käthens Hand und sah ihr lange in's Auge, ohne ein Wort hervorzubringen. Große Thränen gewaltsam zurückgehalten, hingen in seinen Augenwimpern und seine Brust wogte heftig. Hastig zog er einen kostbaren Ring vom Finger und reichte ihr denselben.

„Verzeiht," schluchzte er, „verzeiht und vergeßt. Doch nein, vergessen könnt Ihr nicht, o meines Freundes Schwester! Deßhalb schenkt mir Euer Mitleid! Lebt wohl!"

Ohne zu antworten, nahm sie den Ring und stieg in das Boot, welches sich sogleich vom Schiffe losmachte. Dieses verfolgte seinen Weg hinaus in's weite Meer, während das Boot sich auf's Neue den Scheeren nahte. Das trauernde Mädchen glaubte sich schon aus dem Gesichtskreise des Fahrzeuges, als

sie ihren Thränen freien Lauf ließ — sie ahnte nicht, daß der Unglückliche an Bord desselben sie durch ein Fernrohr beobachtete und es ganz deutlich sah, wie sie mit einem Schauder seinen Ring in's Meer warf.

Die Geige des Gehängten.

Phantastische Erzählung von **Chatrian.**

Karl Weldorf hatte sich seit sechs Jahren dem Studium des Contrapunktes gewidmet; Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven waren glücklich durchstudirt. Weldorf erfreute sich einer trefflichen Gesundheit, und der Besitz eines anständigen Vermögens erlaubte ihm, sich mit Ruhe seiner Liebe zur Kunst zu überlassen. Mit einem Worte: er besaß Alles, was dazu gehört, große und schöne Musikstücke componiren zu können ... bis auf eine kleine, aber unerläßliche Sache: nämlich, den selbstschaffenden Geist.

Jeden Tag trug er voll edler Begeisterung dicke Partituren voll Harmonien zu seinem würdigen Meister, Herrn Albertus Meyenbach ... aber die Originalität fehlte.

Meister Albertus, in seinem großen Lehnstuhle sitzend, die Füße auf Kissen gestreckt, den Ellbogen auf die Tischecke gestützt, und immer sein Pfeifchen im Munde, fing dann an, genau zu untersuchen, und die, wie man zu sagen pflegt: „gestohlenen“ Sätze seines Schülers, einen nach dem andern, auszustreichen. Karl weinte vor Wuth, er ward heftig, widersprach den

Behauptungen seines Lehrers; . . . aber der alte Herr holte ruhig eines seiner unzählbaren Notenbücher, zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, und sprach:

„Sieh' hierher!"

Dann senkte Karl das Haupt und wollte verzweifeln.

Als er aber eines schönen Morgens dem Meister Albertus eine Phantasie von Baccherini, variirt von Viotti, als eigene Composition vorlegte, da wurde der gute, bis dahin so geduldige Mann doch ernstlich böse.

„Karl," schrie er, „willst Du mich zum Narren halten? Glaubst Du, ich werde Deine unwürdigen Diebereien nicht bemerken? Dies ist wirklich zu arg!"

Als er aber sah, wie bestürzt sein Schüler über den heftigen Ausfall vor ihm stand, fuhr er milder fort:

„Höre, ich will annehmen, daß Du es selbst nicht weißt, daß Dein Gedächtniß Dich betrügt, und Du Erinnerung für Erfindung hälst. Ich glaube Deine Ideenarmuth kommt daher, daß Du zu gut lebst. — Du trinkst zuviel, und zu guten Wein. Das wird Dich um Deine Zukunft bringen. Du mußt magerer werden!"

„Ich, abmagern?"

„Ja! — oder Du mußt der Musik entsagen. — Die Wissenschaft fehlt Dir nicht, aber die Ideen. — Und das ist ganz natürlich. Wenn Du Dein Leben lang die Saiten Deiner Violine stark mit Fett be-

schmieren würdest, könnten sie dann wohl einen ordentlichen Ton von sich geben?"

Diese Worte des Meisters Albertus fielen wie ein Lichtblitz in Weldorf's Seele.

„Und sollte ich gänzlich abzehren, ja, hektisch werden, ich will kein Opfer scheuen. Weil denn die Materie den Geist unterdrückt, wohlan, so will ich nach Abmagerung streben!"

Sein Gesicht drückte in diesem Augenblicke einen solchen Heldenmuth aus, daß Meister Albertus, innig dadurch gerührt, seinen Zögling herzlich umarmte, und ihm Glück und guten Erfolg wünschte.

Sogleich vom folgenden Tage an wandte Karl seinem Logis im Gasthofe „Zu den drei Trauben", und der Brauerei „Zum König Gambrinus" den Rücken, nahm sein Felleisen über die Schulter, und den Stock in die Hand, mit der Absicht, eine weite Reise anzutreten.

Zunächst wandte er sich nach der Schweiz.

Aber er hatte kein Glück in seinem Unternehmen; nach etwa sechs Wochen war freilich sein Embonpoint um ein Beträchtliches geschwunden, doch das Talent zum eigenen Schaffen hatte sich noch nicht eingestellt.

„Ist es möglich! Kann man unglücklicher sein, als ich?" sprach er bei sich selbst. „Weder Fasten noch gutes Essen, weder Wasser, noch Wein, noch Bier, nichts ist im Stande, schöne und erhabene Ideen, so wie ich sie wünsche, in mir zu wecken. Was habe

ich verbrochen, um ein so trauriges Schicksal zu verdienen? Während eine Menge Unwissender bemerkenswerthe Werke hervorbringt, gelingt mir bei allen meinen Kenntnissen, bei all' meinem Fleiß, meinem stets frischen, fröhlichen Muthe nichts! — Ach, der Himmel ist nicht gerecht! Nein, er ist nicht gerecht!"

So raisonnirte der Arme, als er sich eben auf dem Wege von Bruck nach Freiburg befand; die Nacht näherte sich schon merklich, und er war so ermüdet, daß seine Füße ihn kaum noch zu tragen vermochten.

Da gewahrte er im Scheine des Mondes ein altes, verfallenes Häuschen, welches seitwärts vom Wege, mit der Hinterseite diesem zugewendet lag; das Dach war niedrig, die Thür gespalten, die kleinen Fensterscheiben zerbrochen, der Schornstein zur Hälfte eingestürzt. Hohe Disteln und Brombeergesträuch wucherten üppig umher; das Dachfenster am Giebel überragte kaum das Unkraut, welches auf seinem Vorsprunge wuchs.

Karl bemerkte zu gleicher Zeit durch den Abendnebel den Tannenzweig, welcher über der Thür gewaltig hin und her wehte.

„Nun," sprach er, „dieses Haus ist allerdings nicht schön; es sieht sogar etwas unheimlich aus; man soll aber die Sachen nicht nach dem äußeren Scheine beurtheilen."

Und ohne lange zu zögern, klopfte er mit seinem Stocke an die Thür.

„Wer ist da? Was wollt Ihr?“ rief eine rauhe Stimme im Innern des Hauses.

„Ein Unterkommen und ein Stück Brod.“

„Ach so! Jawohl, jawohl!“

Die Thür gab einem starken Drucke nach, und Karl stand einem kräftig gebauten Manne gegenüber. Das Gesicht desselben war viereckig zu nennen, die Augen grau; ein alter Mantel, mit Löchern an den Ellbogen, hing von seinen Schultern herab, und in seiner Faust hielt er eine Axt.

Hinter ihm erblickte Karl auf einem Heerde ein helles Feuer, welches eine Art Schlafgemach, zu halber Höhe des Zimmers unter der Decke angebracht, beleuchtete, sowie die Stufen einer hölzeren Treppe; die alten, zerspaltenen Wände; und dicht neben dem Feuer ein junges, blasses Mädchen, deren zarte, schwächliche Figur mit einem Kleide aus braunem Baumwollenzeuge mit kleinen weißen Punkten bedeckt war. Sie blickte mit einer Art Scheu nach der Thür; in ihren schwarzen Augen lag ein Ausdruck tiefer Trauer und einer unerklärlichen Verwirrung.

Karl übersah das Ganze mit einem Blicke und drückte unwillkürlich seinen Stock fester in seiner Hand.

„Nun! — Kommt doch herein!“ — sprach der Mann. „Es ist wahrlich kein Wetter darnach, die Leute draußen aufzuhalten.“

Da bedachte Karl denn auch schnell, daß es nicht verständig wäre, den Leuten Furcht merken zu lassen

Er trat also hinein, und setzte sich auf einen vor dem Heerde stehenden Holzschemel.

„Geben Sie mir Ihren Stock und Ihr Felleisen," sprach der Mann.

Diese Worte erschütterten den Zögling des Meisters Albertus bis in's Mark seiner Knochen. Aber das Felleisen war abgeschnallt, der Stock in die Ecke gestellt, ehe er sich dessen versah, worauf der Wirth sich ruhig in die Nähe des Heerdes setzte.

Dieser letztere Umstand gab Karl Muth und Besonnenheit zurück.

„Herr Wirth," sprach er lächelnd, „ich würde nicht böse werden, wenn Sie mir ein kleines Abendbrod vorsetzen wollten."

„Was wünschen der Herr zu speisen?" fragte der Angeredete mit ernster Miene.

„Je nun, vielleicht einen Pfannkuchen, einen Krug Wein, Käse."

„He, he, he!" lachte der Wirth, „der Herr scheint vortrefflichen Appetit zu haben, aber unsere Vorräthe sind leider erschöpft."

„Erschöpft?"

„Ja."

„Ganz und gar?"

„Ganz und gar."

„Haben Sie denn keinen Käse?"

„Nein."

„Nicht einmal Butter?"

„Nein.“

„Kein Brod? Keine Milch?“

„Nein.“

„Aber, großer Gott, was haben Sie denn?“

„Kartoffeln, in der Asche gebraten.“

Jetzt bemerkte Karl hinten im Schatten, auf den Treppenstufen, ein ganzes Regiment Hühner, — weiße, schwarze, braune, bunte; die einen hatten den Kopf unter die Flügel gesteckt, die andern den langen Hals neugierig nach dem Fremdling gewendet; eine Henne unter ihnen war besonders groß, dürr, mager; sie mauserte, und pflückte und putzte nach Belieben ihre wenigen, struppigen Federn.

„Aber,“ sprach Weldorf, und zeigte auf die Hühner, „Sie müssen doch Eier haben?“

„Die haben wir gerade heute Morgen alle auf den Markt nach Bruck getragen.“

„Nun denn, es koste, was es wolle, braten Sie mir ein Huhn!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das bleiche Mädchen mit verstörtem Antlitz und wildgelös'ten Haaren vor die Treppe stürzte, indem sie schrie:

„Man rühre mir meine Hühner nicht an! Man rühre sie mir nicht an! Laßt leben die Wesen, die der liebe Gott geschaffen hat!“

Der Anblick dieses unglücklichen Geschöpfes hatte etwas so Erschreckendes, daß Weldorf schnell dazwischen rief:

„Nein, nein, man soll sie auch nicht tödten. Laßt uns einmal die Kartoffeln betrachten! Ich wähle Kartoffeln! Ich werde Euch sobald nicht wieder verlassen! In diesem Zufalle sehe ich den Fingerzeig des Himmels. Hier soll ich bleiben. Wohlan, vorläufig ein Vierteljahr; vielleicht ein Halbjahr, oder noch länger, wenn es sein muß, um mager zu werden, wie ein Fakir!“

Er rief diese Worte mit einer so eigenthümlichen Begeisterung aus, daß der Wirth dem blassen jungen Mädchen zurief:

„Genovefa! Genovefa! Sieh', der Geist erfaßt auch ihn. Der ist ebenso, wie der Andere!“

Der Wind heulte draußen heftiger; das Feuer loderte stärker auf, und wirbelte ganze Massen grauer Rauchwolken gegen die Decke. Bei dem Flackern der Flamme schien es, als ob die Hühner auf der Treppe tanzten, und die Wahnsinnige sang mit schrillender Stimme ein altes, wunderliches Lied, welches von dem grünen Holze, welches in den Flammen Thränen zu vergießen schien, mit klagend singenden Tönen begleitet wurde.

Weldorf dachte in diesem Augenblicke nicht anders, als wäre er in die Höhle eines Hexenmeisters gerathen; er aß zwei Kartoffeln, hob den großen, rothen Krug voll Wasser an seine Lippen, und trank in langen Zügen. Nach und nach kam wieder Ruhe in sein Gemüth; das Mädchen hatte sich entfernt und

der Mann allein war dem Heerd gegenüber sitzen geblieben.

„Herr Wirth," begann der Jüngling, „zeigen Sie mir mein Nachtlager; ich bin müde und möchte gern schlafen."

Da zündete der Wirth eine Lampe an, stieg langsam die wurmstichige Treppe hinauf, hob mit seinem grauen Kopfe eine schwere Fallthür in die Höhe, und führte Karl auf den Boden unter das Strohdach.

„Da ist Ihr Bett," sagte er, die Lampe auf den Fußboden niedersetzend, „schlafen Sie gut, und geben Sie besonders gut Acht auf das Licht!"

Darauf stieg er wieder hinab, und Karl blieb allein; er stand mit gekrümmten Knieen vor einem großen Strohsack, über welchem ein dicker Sack voll Federn ausgebreitet war.

Er berathschlagte einige Secunden mit sich selbst, ob es vorsichtig sein würde, zu schlafen; denn die Physiognomie des Alten schien ihm etwas Finsteres, Verdächtiges zu haben; er dachte an die hellgrauen Augen, an den Mund mit den bläulichen Lippen, umgeben von tiefen Falten, an die breite, knochige Stirn, an die gelbe Hautfarbe. Da fiel ihm plötzlich ein, daß sich auf dem Galgenberg drei Gehängte befanden, von denen Einer seinem Wirthe merkwürdig ähnlich sähe. — Der Todte hatte auch diese tiefliegenden Augen, diese spitzen Ellbogen.

Der arme Mensch, mit Namen Melchior, war

früher Musikant gewesen; man hatte ihn gehängt, weil er den Wirth „Zum goldenen Lamme", der ihm einen Thaler von dem verabredeten Gelde hatte vorenthalten wollen, mit seinem Kruge erschlagen.

Die Musik dieses armen Teufels hatte Karl früher manchmal sehr ergriffen; es war immer viel Phantasie darin gewesen, um die der Zögling des Meister Albertus ihn förmlich beneidet hatte. Aber jetzt, indem er sich die Figur des Gerichteten, in den vom Nachtwind flatternden Lumpen, umflogen von krächzenden Raben, vorstellte, fühlte er einen eisigen Schauer seine Glieder durchrieseln, und sein Grausen mehrte sich um ein Bedeutendes, als er vorn am Schlafkämmerchen, an der Wand hängend, eine Geige erblickte, die mit zwei verwelkten Palmenzweigen geschmückt war.

Er machte eine Bewegung des Entsetzens; er hätte fliehen mögen; aber in demselben Augenblicke schlug die heisere Stimme des Wirthes an sein Ohr, welcher schrie:

„Löschen Sie doch das Licht aus! Legen Sie sich zu Bett; ich habe Ihnen gesagt, sich vor Feuer in Acht zu nehmen!"

Diese Worte, so plötzlich und unerwartet gerufen, machten Karl fast vor Schreck erstarren; er streckte sich auf seinen Strohsack hin, und blies das Licht aus.

Alles war still geworden.

Ungeachtet seines festen Entschlusses, kein Auge

zu schließen, welchen er durchzuführen hoffte, indem er sich anstrengte, auf das Pfeifen des Windes zu achten, zu hören, wie die Vögel der Nacht einander riefen und lockten, oder das Tappen der Ratten und Mäuse auf den wurmstichigen Dielen, war Weldorf gegen ein Uhr Morgens fest eingeschlafen; doch nicht lange, als ein bitteres Schluchzen, in welchem sich der quälendste Schmerz ausdrückte, ihn wie mit einem Schlage weckte. Ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht. Er blickte umher, und gewahrte in einem Winkel unter dem Dache einen Mann in gebückter Stellung. Das war Melchior der Gehängte! Seine langen, schwarzen Haare fielen auf seine fleischlosen Schultern herab; seine Brust und sein Hals waren unbedeckt. Er war so mager, daß man hätte glauben können, ein Skelet vor sich zu sehen: ein lichter Mondenstrahl fiel durch das kleine Dachfenster, und überfloß ihn mit einem bläulichen Scheine; rund um ihn herum hingen lange, dicke Spinngewebe.

Karl wagte kaum zu athmen; mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde starrte er dieses wunderbare Wesen an, etwa wie man in jenem verhängnißvollen Augenblicke, hinter den Bettgardinen verborgen, den sich nahenden Tod anblicken würde. Da plötzlich streckte das Skelet seine lange, dürre Hand aus, und ergriff die Geige an der Wand; es legte dieselbe an seinen Hals, und nach einem Augenblick Ruhe,

gleichsam als dächte es über die Wahl eines Stückes nach, begann es zu spielen.

Das war eine Musik, so traurig, als wenn man die Erde auf den Sarg eines geliebten Wesens fallen hört, — tief, ernst, wie das Brausen des Wasserfalles, vom Echo des Gebirges verdoppelt, — majestätisch, wie der Herbststurm mitten im dichtverwachsenen Walde, — und dann manchmal wieder so traurig, so schwermüthig, wie die trostloseste Verzweiflung. — Doch mitten durch dieses Trauern, dieses Weinen, dieses Seufzen, zog sich ein leiser, silberheller, schmelzender Gesang, wie das Flöten einer Schaar munterer Stieglitze, die, leicht schwebend, fröhlich, über die blühenden Büsche dahinflattern. Reizende Triller wirbelten mit unnachahmlicher Leichtigkeit daher, perlende Läufe folgten, um plötzlich unterzugehen im wilden Walzer; — immer schneller, athemlos fortgerissen; — Liebe, Freude, Verzweiflung, — Alles sang, Alles weinte, jubelte, klagte durcheinander, unter dem zitternden Bogen. —

Und Karl? — Ungeachtet seines unaussprechlichen Grauens, streckte er hingerissen die Arme aus und rief:

„O großer, großer Künstler! Du erhabenes Genie! O, wie beklage ich Dein trauriges Schicksal! Gehängt zu sein, weil Du diesen albernen Wirth getödtet hast, der nicht einmal eine einzige Note kannte. Umherirren im Walde beim Scheine des Mondes!

Ruhelos! Keinen Körper mehr zu haben, und ein solch' herrliches Talent! O, großer Gott!"

Als er so seinem Entzücken Worte gab, unterbrach ihn plötzlich die rauhe Stimme seines Wirthes:

„Heda, Sie dort oben! Wollen Sie denn nicht endlich einmal schweigen? Sind Sie vielleicht krank? Oder brennt es etwa?"

Und schwere Tritte ließen sich auf den ächzenden Stufen der alten Treppe vernehmen; ein heller Lichtstrahl schien durch die Spalten der Thür, welche dem Druck einer kräftigen Schulter nachgab, und, sich öffnend, die Gestalt des Wirthes erkennen ließ.

„Ach, Herr Wirth," rief Karl, „was begiebt sich hier denn eigentlich? Zuerst eine wahrhaft himmlische Musik, die mich aus meinen irdischen Träumen weckt und in höhere Sphären leitet; plötzlich schweigt sie und Alles verschwindet wie ein Traum?"

Das Gesicht des Wirthes nahm hierauf eine sehr ernste Miene an.

„Ja, ja," murmelte er sinnend vor sich hin, „das hätte ich vermuthen sollen. Das ist wieder der Melchior gewesen, der unsern Schlaf gestört hat. Muß er denn immer wiederkehren! Unsere Ruhe ist jetzt hin; wir dürfen nicht mehr auf Schlummer hoffen. Wohlan, Herr, stehen Sie auf, rauchen Sie eine Pfeife mit mir!"

Endlich begann der Tag zu dämmern. Karl blickte hinaus durch die kleinen trüben Fensterscheiben. Auch der Hahn fing an zu krähen. Die Hennen hüpften

nach und nach von einer Stufe zur andern hinab auf den Fußboden.

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Karl, indem er seinen Mantelsack über den Rücken hing und seinen Stock nahm.

„Sie sind uns nichts schuldig, als ein Gebet für uns in der Kapelle der St. Blasius Abtei,“ sprach der Mann mit seltsam bewegter Stimme, „ein Gebet für die Seele meines Sohnes Melchior, des Gehängten, und noch eins für seine Braut Genovefa, die arme Wahnsinnige!“

„Ist das Alles?“

„Das ist Alles.“

„Nun denn, lebt wohl; ich werde es nicht vergessen.“

Und Karl hielt Wort; das erste, was er that, als er in Freiburg ankam, war ein inbrünstiges Gebet zu Gott für den armen Melchior, den Musikanten, und für die, welche er so innig geliebt. Dann nahm Weldorf seinen Aufenthalt bei Herrn Kilian, dem Gastwirth „Zur Traube“, breitete sein Notenpapier vor sich auf den Tisch, und nachdem er sich eine Flasche vom Besten hatte bringen lassen, schrieb er oben an, auf die erste Seite: „Die Geige des Gehängten“, und componirte eine Partitur, die sein erstes wirkliches Original-Werk war.

Das einsame Haus.

Novelle von Rudolf Müldener.

(Mit freier Benutzung eines englischen Stoffes.)

Im nächsten Monate werden es volle dreißig Jahre, seitdem sich die Dinge ereigneten, die zu erzählen ich im Begriffe stehe. Welcher Reisende, der hierher reis'te, hat nicht auf dem Wege, elf Meilen von York, und zwei bis drei von der Straße ab zur linken Hand, die dachlosen Ueberbleibsel eines früher zweistöckigen Gebäudes bemerkt? Die hohen nackten Wände, die einsam aus dem haidebewachsenen Moore hervorragen, können schon an sich die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen, aber die drei oder vier gespensterähnlichen Bäume, die wie Schildwachen die verlassenen Trümmer bewachen, sind so malerisch, daß es kaum möglich ist, daß Jemand an ihnen vorüber kommen könnte, ohne sie zu bemerken, und sich zu fragen, weshalb wohl ein Mensch eine so melancholische und wilde Lage für ein Gebäude gewählt habe, welches einst geräumig und schön gewesen sein muß.

An einem Winterabende, ungefähr um sechs Uhr, hielt ich einst, um mein Pferd zu füttern, vor dem,

vielleicht acht Meilen diesseits jener Ruinen belegenen Wirthshause „Rose und Distel“. Ich hatte an jenem Nachmittage ungefähr zwanzig (englische) Meilen zurückgelegt, und jetzt vor dem Schlafengehen noch einmal so viel vor mir. Damals war ich jung und stark und wohl beritten, so daß ich mich wenig um Entfernung und Ermüdung bekümmerte. Abgesehen jedoch von meinem eigenen Willen und der Ausdauer meines Pferdes, hatte ich andere Gründe, meine Reise ohne Aufschub fortzusetzen. Ich trug fünfhundert Thaler in Gold bei mir, außerdem Banknoten und Wechsel zu einem bedeutenden Betrage, die ich einem Handelshause überbringen sollte, an welchem mein Vater Theilhaber war. Am folgenden Tage mußten einige bestimmte Verbindlichkeiten erfüllt werden, zu denen dies Geld nöthig war, und somit hatte ich keine andere Wahl, als weiter zu reisen, selbst wenn mein Zustand schlimmer gewesen wäre, als er es wirklich war. Am Tage war es sehr kalt gewesen, und die dunkeln, trüben Wolken, die sich nach und nach längs dem Horizonte hinlagerten, deuteten auf einen schweren Schneefall, so daß ich fürchtete, wenn ich bis morgen wartete, möchte der Weg ungangbar sein, wohingegen ich, wenn ich mich sogleich auf den Weg machen würde, mindestens die Entfernung zwischen mir und meinem Bestimmungsorte dergestalt zu vermindern hoffte, daß es mir leicht werden würde, denselben am morgenden Vormittage zu erreichen.

Der Wirth des Hauses erklärte es indessen für eine Thorheit, weiter zu reisen, da ein großes Schneegestöber im Anzuge sei. Zugleich theilte er mir mit, daß die Gegend, welche ich zu berühren hatte, im Rufe der Unsicherheit stehe; erst vor wenigen Wochen sei ein Mann getödtet und beraubt worden, und kürzlich habe man zwei Leichen in einem Moraste gefunden, die, in Folge des Sumpfwassers, so gut erhalten gewesen seien, daß man in ihnen sofort zwei Kaufleute, Vater und Sohn, erkannt habe, die man seit achtzehn Monaten vermißt. Ich gestehe, daß diese Unglücksgeschichten mich einigermaßen entmuthigten; allein die Jugend ist sorglos und spottet der Gefahr. Ich dankte daher dem Wirthe einfach für seinen guten Rath und setzte ihm aus einander, daß mir nichts Anderes übrig bleibe, als meine Reise fortzusetzen, und daß ich außerdem gut bewaffnet und beritten sei. Nachdem ich meine Pistolen untersucht, bestieg ich mein Pferd und ritt davon. Indessen wurde der Himmel mit jeder Minute dunkler, und Alles deutete auf einen Sturm. Den Tag über hatte ein heftiger Nordostwind wirre Wolkenmassen vor sich her getrieben; jetzt war die Luft ganz ruhig, und die Wolken hingen schwer und regungslos herab. — Der Himmel war dunkel und einförmig, die ganze Natur schien in ein unglückschweres Schweigen versunken, und außer dem Hufschlage meines Pferdes auf dem harten Boden, und dann und wann dem schauerlichen und klagenden

Kreischen einer Schnepfe, die bei meiner Annäherung auffuhr, einige Augenblicke in der Luft umherkreiste und dann sich wieder auf ihren einsamen Sumpf niederließ, war kein Ton oder Zeichen des Lebens zu hören, oder zu sehen. Nun aber erhob sich der Wind und strich, große Schneeflocken vor sich her treibend, mit langgezogenem und Unheil verkündendem Aechzen über die dunkle Haide.

Aber das melancholische Aechzen wuchs bald zur lauten Wehklage; der Schnee wirbelte in wirren Massen in der dicken Luft, dunkel hatten sich aller Orten die Schatten der Nacht gelagert, und ich gestehe, dies erschütterte meinen Muth sehr, und ließ mich es fast bereuen, dem Rathe des wackern Gastwirths nicht gefolgt zu sein und meine Reise nicht verschoben zu haben, bis mindestens das Tageslicht mir dabei geleuchtet. Jetzt war ich aber schon etliche Meilen unterwegs, an Umkehren war nicht zu denken, und als ich nun den Tag eiligst entschwinden, und das Wetter immer drohender werden sah, spornte ich mein Pferd nur um so stärker, damit ich eine so große Strecke wie möglich hinter mir lassen möchte, ehe sich ernstliche Hindernisse meiner Weiterreise entgegen stellen würden. Ich ritt an einer elenden, von Rasen aufgebauten Hütte vorüber, die nur wenige Ellen vom Wege entfernt lag; da ich in derselben kein Licht sah, hielt ich sie für unbewohnt. Als ich jedoch vorüber war, hörte ich ein Geräusch hinter mir, und sah,

indem ich mich umschaute, wie ein Laden geöffnet wurde und Jemand, der bei dem Lichte eines im Innern der Hütte glühenden Torffeuers deutlich zu erkennen war, durch das Fenster blickte. Der Mann zog den Kopf sofort zurück, riß den Laden wieder zu, und Alles war nochmals dunkel; aber während einer augenblicklichen Windstille glaubte ich leises Flüstern und einen Ton, wie wenn sich eine Thür öffnete, zu vernehmen. Ich achtete in dem Augenblicke aber nur wenig darauf und ritt mit möglichster Schnelle weiter, als meine Aufmerksamkeit wieder darauf hingezogen wurde, indem ich ein Geräusch vernahm, wie wenn Eis unter Fußtritten breche. Der Ton schlug nur in Zwischenräumen durch das Sausen und Heulen des Windes an mein Ohr, und das Schneegestöber versperrte mir dermaßen die Aussicht, daß es mir unmöglich war, mir über die Ursache desselben einige Gewißheit zu verschaffen. Aber ein lautes Krachen, das ein heftiger Zornesfluch begleitete, ließ mir zuletzt nur wenig Raum zum Zweifel, und als gleichzeitig ein starker Windstoß mir eine freie Durchsicht durch den Schnee verschaffte, erkannte mein forschender Blick die Gestalten zweier Männer in einiger Entfernung vom Wege. Einer war offenbar durch das Eis gebrochen und fast bis zur Mitte des Leibes in einen Sumpf hineingesunken, während der Andere am Rande stand und seinen verunglückten Gefährten mit Hülfe einer Flinte, wie es mir schien, herauszuziehen

suchte; dieser letztere Anblick hatte mich so besorgt gemacht, daß ich gar nicht wünschte, ihm möge dieses Vorhaben schnell gelingen. Innig flehte ich, der Mann möge die stärkende Wohlthat des kalten Bades, dessen er, wie ich nicht zweifelte, reichlich theilhaftig geworden war, noch etwas länger genießen, und griff dabei meines Pferdes Kräfte auf das Aeußerste an; aber obschon das trefflich geschulte Thier meinem ermunternden Rufe mit verdoppelter Anstrengung gehorchte, so kam es doch, da es bei jedem Schritte fast bis an die Kniee in den Schnee sank, nur so langsam vorwärts, daß ein behender Mann mit Hülfe eines Stabes leicht neben ihm hätte Schritt halten können. In dieser gefährlichen Lage entschloß ich mich, mich dem Scharfsinne meines Pferdes anzuvertrauen. Ich wußte, daß in manchen Fällen der Instinct des Thiers selber von größerem Nutzen ist, als die Vernunft des Menschen und zweifelte nicht, daß wenn in einer leidlichen Entfernung von hier sich ein Haus befände, das arme Thier es schon wittern und sein Bestes thun würde, sich selbst und seinen Reiter unter das gastliche Obdach zu bringen. Ich legte also die Zügel auf seinen Nacken nieder und hatte bald darauf das Vergnügen, es im rechten Winkel vom Wege abbiegen zu sehen, und zwar, wie ich aus dem Tritte schloß, in einen festen Weg hinein; es spitzte die Ohren, und trabte rascher fort, oder, wie ich mich eigentlich ausdrücken sollte, arbeitete sich

mit kräftiger Anstrengung weiter, als habe es ein feines Vorgefühl, daß das Ende seiner Mühen sowohl wie der Lohn dafür, nahe bevorstehe. Es zog sich aber so sehr in die Länge, bis dieses Ende von ihm erreicht wurde, daß mein Vertrauen auf seinen Scharfsinn zu sinken begann, und sich meiner schon wieder Hoffnungslosigkeit bemächtigte, als es plötzlich sich nochmals wandte, und, wie mir scheinen wollte, in eine schmale Allee einbog, da an beiden Seiten sich eine hohe Befriedigung erhob.

Jetzt bemerkte ich auch einige hohe Bäume, deren nackte Aeste im Winde dunkel hin und her schwankten und deren Seiten hier und da mit so viel Schnee bedeckt waren, als der Wind daran ließ. Es waren dieselben Bäume, die noch heute das wüste Gebäude gleichsam bewachen, zu dessen Zierde sie einst bestimmt gewesen. Der Weg führte mich nach wenigen Minuten vor ein großes, zerfallenes Haus von verdächtigem Aussehen. Es war zweistöckig und auf jeder Fronte hatten vier oder fünf Fenster angebracht werden sollen, aber einige von den für sie bestimmten Vertiefungen zeigten nur einen leeren dunklen Raum. An mehreren Stellen war das Dach eingefallen, und das Ganze sah so elend und vernachlässigt aus, daß, indem ich es mit dem Abenteuer, welches mir so eben begegnet war, in Verbindung brachte, unangenehme Besorgnisse in Betreff seiner Bewohner, wenn es deren überhaupt enthielt, in mir aufstiegen; denn bis jetzt hatte ich

weder etwas gesehen, noch gehört, was darauf hindeutete, daß Menschen dasselbe bewohnten.

Ich saß ab, band mein Pferd an einen Pfahl, und näherte mich dem Hause zu Fuß, um seine Beschaffenheit näher zu untersuchen. Als ich näher kam, vernahm ich Töne, die auf ein lustiges Gelage hinzudeuten schienen; gleichwohl konnte ich nirgends Licht erblicken, da die Fenster verschneit waren. Ich ging jedoch geräuschlos auf ein Fenster zu, kratzte vorsichtig den Schnee von einer der Scheiben und gewann dadurch einen Ueberblick des Inneren. Das Zimmer war groß, kahl und nur spärlich mit Hausgeräth versehen. Im Kamin brannte ein schwaches Torffeuer, neben demselben saß ein Weib auf einem niedrigen Stuhle. Sie hatte den Ellbogen auf das Knie gestützt, die Hand war unter Locken rabenschwarzen Haares verborgen, welches dick und unordentlich auf Nacken und Schulter fiel; in der andern Hand hielt sie die Feuerzange. Zu ihren Füßen lag ein häßlicher, grimmig aussehender Hund, der bald die Anwesenheit fremden Fleisches und Blutes verspürte, erst langsam zu knurren anfing und endlich seinem Argwohn in einem lauten Geheul Luft machte.

Dieser Lärm weckte das Weib schnell aus ihrem Hinbrüten, zugleich wurden in einem Hinterzimmer Männerstimmen laut. Sie neigte sich gegen die Thür, wie um zu horchen, und ich bemerkte dabei, daß sie noch jung und nicht häßlich sei. Von der

Thür richtete sie ihre Blicke auf das Fenster, vor welchem ich stand, und schien sofort die kleine Stelle zu bemerken, von welcher ich den Schnee entfernt hatte. Sie stand auf, warf noch einen Blick auf das Zimmer zurück, aus welchem vorher die Männerstimmen ertönt, und ging dann vorsichtig auf die Hausthür zu. Als sie dieselbe öffnete, trat ich herzu. Als sie mich gewahrte, legte sie, zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund und betrachtete dann mein Gesicht mit Ernst und Aufmerksamkeit.

„Herr," flüsterte sie mir endlich, nachdem sie mich fast eine Minute unabläßig beobachtet hatte, mit leiser, bebender Stimme zu, „wenn Sie Ihres Lebens nicht überdrüssig sind, so gehen Sie nicht durch diese Thür; es ist besser, Sie versuchen, die Nacht, so fürchterlich sie auch sein mag, draußen zuzubringen, als daß sie dieses Haus betreten, welches Banditen bewohnen."

In demselben vorsichtigen, unterdrückten Tone antwortete ich, daß ich ihr sehr dankbar für ihre freundliche Warnung sei und fragte, ob nicht in der Nähe ein minder verdächtiger Ort liege, wo ich ein Obdach gegen den Sturm finden könnte, indem ich fast schon umgekommen wäre.

Sie entgegnete, innerhalb zwei Meilen von hier befände sich keine Behausung; doch rathe sie mir trotzdem dem Wetter Trotz zu bieten, als unter ein Dach zu Männern zu treten, von denen selbst die Mütter

die sie unter ihrem Herzen getragen hätten, nur wenig Gutes sagen könnten.

„Sie sind's, die mich zu Grunde richteten," fügte das Mädchen bitter hinzu. Sie halten es wohl für sehr seltsam, daß ich so offen rede und Sie dränge, eine Gesellschaft zu meiden, der ich angehöre. Nicht Unschuld oder Furcht vor dem Verbrechen veranlassen mich, Sie zu warnen, — nein, darüber bin ich lange hinaus. — Aber als ich Sie zuerst ansah, erinnerte mich Ihr Gesicht an einen Bruder, den ich noch immer zu lieben wage, der mich einst auch liebte, und der plötzliche Gedanke an ihn machte den Wunsch in mir rege, Sie diese ruchlose und unglückselige Stelle ohne Schaden und Leid verlassen zu sehen."

„Besser ist's," entgegnete ich, „sein Leben gegen Menschen zu vertheidigen, als es im Schnee zu verlieren; ich bin, wie Sie sehen, stark und gut bewaffnet, und will's lieber drinnen auf jede Gefahr hin wagen, als in diesem Schneegestöber begraben zu werden, wie es sicherlich geschieht, wenn ich diese fürchterliche Nacht draußen bleibe. Ist denn aber hier keine Scheune oder kein Nebenhaus vorhanden, worin ich heimlich einige Stunden bis zum Anbruche des Morgens verweilen könnte? Sie sind ein gutes Mädchen, um ihres Bruders willen, von dem Sie sprachen, bringen Sie mich und mein Pferd unter den Schutz einer solchen Stelle."

Sie fuhr schnell mit der Hand über die Augen,

als ich ihres Bruders gedachte, und entgegnete nach kurzem Zögern:

„Wenn jene Männer entdeckten, daß ich Ihnen zu Ihrer Flucht behülflich wäre, so dürfte es mir übel ergehen. Ich bin von Ihrem Erscheinen unterrichtet, ich hörte sie sagen, daß Sie der Mann wären, der von einigen Kaufleuten abgesandt sei, um Geld zu holen, und mit dem Gelde, daß sie bei sich tragen, möchten Sie nur geringe Aussicht auf Gnade haben, wenn sie Ihrer habhaft werden. Sie haben erfahren, daß Sie in der Nacht zurückgekehrt, und in diesem Augenblick sind zwei Männer damit beschäftigt, Ihnen aufzulauern. Sie sagten, ich sei nicht ganz verworfen; ich wünschte, daß ich Ihnen glauben könnte, aber wie dem auch sei, ich habe viel Uebles gethan, und möchte jetzt, wo möglich, etwas Gutes thun, denn mein Herz beginnt sich unter der Last von Sünden zu beugen. Wenn Sie auf diesem Pfade herumgehen, so kommen Sie auf den Hof, das Thor ist unverschlossen; gehen Sie darüber hinweg auf eine Scheune zu, die am andern Ende steht. Wenn Ihnen aber etwas an Ihrem Leben liegt, und Sie nicht wollen, daß der Wind über Ihr Grab auf der Haide hinpfeife, wie er dahin fährt über — Aber still, wovon will ich reden? Entfernen Sie sich schnell und sogleich will ich sehen, daß ich Ihnen etwas bringe, um die Kälte zu vertreiben. Aber halt, es sind zwei Hunde auf dem Hofe, die Ihnen schaden könnten, und will

deshalb," und dabei warf sie einen Blick hinter sich, während sie sprach, ob auch Alles sicher sei, „selber mit Ihnen gehen. Aber versprechen Sie mir, ich bitte Sie, wenn Sie mit meiner Hülfe entkommen, unseren Aufenthalt nicht zu verrathen; denn obschon diese Männer mein Fluch und Unglück waren, so widerstreitet es doch meiner Sinnesart, Verrath zu üben, weil sie mir vertrauten. Willigen Sie ein?"

„Nein," entgegnete ich, „ich gehe keine Verpflichtung ein; ich darf zu dem Vorhandensein einer solchen Räuberbande nicht schweigen. Sie sollen auf alle Fälle unverletzt bleiben, wenn ich entrinne."

Als ich diese Worte sprach, brauste ein furchtbarer Windstoß den Weg herauf, fuhr durch das äußere Thor, riß die innere Thür auf, und gewährte uns, mir und der Gesellschaft drinnen, den gegenseitigen Anblick. Die Männer konnten mich nicht ganz deutlich erkennen, da ich im Schatten stand; und da sie dem Zustande nahe waren, in welchem man doppelt sieht, so fuhren sie zuerst zusammen, als seien sie bei ihren Orgien überrascht worden.

Einer, der oben am Tische saß, und am meisten seiner Sinne mächtig schien, erhob sich, ging einige Schritte nach der Thür zu, und wandte sich mit der Frage an das Mädchen:

„Wer ist's, mit wem plauderst Du denn zu dieser Stunde in einer solchen Nacht?"

„Ein verspäteter Reisender, der ein Obdach sucht,"

erwiederte ich und trat dabei der Thür näher, erklärend, daß das Mädchen mir versichert habe, man werde mir hier gern ein Unterkommen für die Nacht gewähren, und daß ich hoffe, daß er auch seinerseits nichts dagegen haben würde.

Der freundliche Ton, mit welchem Letzteres verneint und ich eingeladen wurde, näher zu treten, konnte mich jedoch nicht täuschen, daß mein einziges Streben darauf gerichtet sein müsse, zu entkommen. Ich wollte versuchen, ob ich nicht durch Offenheit und Vertrauen in meinem Benehmen die Schurken wo möglich so sicher machen könne, daß sie in ihrer Wachsamkeit nachließen und mir dadurch die Ausführung irgend eines Planes, den mein guter Genius mir eingeben würde, ermöglichen möchten.

Wir traten hierauf in das Zimmer, mein Begleiter wies mir einen Platz am Heerde an, holte dann aus dem Eßschranke eine Flasche hervor, schenkte ein Glas Cognac ein, welches ich sofort ausleerte. Der Cognac war von vorzüglicher Güte; der Wirth, der den Wohlgeschmack in meinen Zügen lesen mochte, sagte mir, er habe ihn von einem Vetter auf der Insel Man erhalten, und lud mich ein, der Flasche tüchtig zuzusprechen, und dem Mädchen befahl er, heißes Wasser zum Punsch für mich zu machen.

Lebhaft wünschend, den Schurken zu täuschen, suchte ich eine Miene vollkommen verdachtlosen Vertrauens anzunehmen, dankte ihm mit herzlichen Wor-

ten für seine Gastfreundschaft, die ich, wie ich ihm versicherte, nicht leicht vergessen würde, doch, fügte ich hinzu, ehe ich es mir selbst so bequem mache, müßte ich Sorge für mein armes Pferd tragen, welches draußen geblieben sei, und fragte ihn, ob er es wohl die Nacht über mit Stallung und einem Bündel Heu versorgen könne. Beides wurde von ihm bejaht, und einer der anwesenden Männer, den er Nicolas nannte, beauftragt, mein Pferd in den Stall zu führen.

Nicolas' anfängliches Widerstreben, den erhaltenen Auftrag zu vollführen, wurde schnell von etlichen, mit einem unzweideutigen Griffe des Sprechenden nach einem Messer unter dem Rock, begleiteten Drohworten verscheucht, worauf jener fortwankte, um den ungelegenen Auftrag auszuführen; auch gegen meinen Wunsch, ihn zu begleiten, hatte man nichts einzuwenden, indem die Schurken wahrscheinlich meine Entfernung benutzen wollten, um sich über die Ausführung ihres Planes zu berathen, während ich mir für den Nothfall einige Localkenntniß verschaffen wollte.

Der Mond brach gerade am Rande eines leichten Gewölkes hervor, das schnell vor dem Winde herjagte, und zu meiner Freude versprach das Aussehen der Nacht ein baldiges Aufhören des Schneefalles, und genug Helle, daß ich den Weg erkennen konnte, für den Fall, daß ich, nach einiger Stärkung meiner Kräfte durch Ruhe und Wärme, im Stande sein

würde, meinen Rückzug zu bewerkstelligen. In meinem gegenwärtigen Zustande war ich physisch unfähig, irgend eine angemessene Anstrengung zu machen; denn meine Glieder waren starr und schwach, und meine Energie so gebrochen, daß ich in diesem Augenblicke lieber den Räubern entgegen getreten wäre, als daß ich mich nochmals der Wuth der unbarmherzigen Elemente ausgesetzt hätte, deren Grimm ich kaum entgangen war. Während Nicolas in einem Neben-gebäude umhertaumelte und stolperte, um Futter für mein Pferd zu suchen, erspähte ich einen schwachen Lichtschimmer, und indem ich schloß, daß derselbe aus dem Zimmer komme, in welchem ich die Raubgesellen zurückgelassen hatte, näherte ich mich vorsichtig und erblickte sie, indem ich durch die Spalte sah, in ernster Berathung bei einander sitzen.

Mein Blut hätte mir in den Adern vor Schrecken bei dem gerinnen können, was ich hier vernahm, wenn nicht meine empörten Gefühle seinen Lauf be-schleunigt hätten. Der Plan der Schurken war mich zu berauschen, und dann im Schlafe zu ermorden; falls ich mich jedoch weigere, zu trinken, mich nach der Rückkehr jener Beiden, mit denen ich schon ein Zusammentreffen bestanden hatte, geradezu anzu-greifen. So hofften sie des Gelingens ihres ruch-losen Streiches gewiß zu sein.

Als ich wieder in's Haus trat, fand ich die Ge-sellschaft durch die Gegenwart der zwei würdigen

Männer vermehrt, die ich am Abend auf der Landstraße gesehen. Sie befanden sich in einem jämmerlichen Zustande; der eine war arg geschunden und zerschlagen, Beide waren aber so matt und erschöpft, daß es klar war, wie nahe daran sie gewesen, ihren verdienten Lohn zu bekommen.

Sie tischten eine Geschichte auf, wie sie auf dem Moor gewesen seien, um Schafe zu suchen, und einige Minuten sprachen sie von dem alten Mutterschafe und dem gesprenkelten Schafbocke anscheinend so ernstlich, daß es unter anderen Umständen belustigend gewesen sein dürfte.

Da ich jetzt aber Alles wußte, sah ich auch den Weg deutlich vor mir, den ich einzuschlagen hatte, sie nämlich durch Artigkeit in meinem Benehmen zu täuschen, mich zu stellen, als gerathe ich allmälig in einen trunkenen Zustand, womöglich aber sie selbst wirklich in einen solchen zu versetzen, und, sobald ich mich in dem mir angewiesenen Gemache befände, einen entschlossenen Versuch zu machen, mir einen Ausweg durch's Fenster zu bahnen, wenn sich mir kein anderer Ausgang böte, oder, wenn dies mißlingen sollte, mich mannhaft zu vertheidigen, und zu versuchen, mit Hülfe des Himmels, durch meine Kraft und mit den Waffen in der Hand mein Entkommen zu bewerkstelligen. Demgemäß suchte ich mich mit meinen liebenswürdigen Gefährten auf den besten Fuß zu stellen, trank ihnen tüchtig zu, und äußerte gelegent-

lich, in einigen Tagen würde ich wieder mit einer bedeutenden, für eine benachbarte Bank bestimmten Summe in Gold vorbeikommen, und dann nicht versäumen, mit Etwas einzusprechen, was das alte Haus von so frohem Gelage wiederhallen machen werde, wie schwerlich seit Langem darin stattgefunden habe. Ich beobachtete bei dieser Aeußerung die Gesichtszüge meiner Umgebung.

Mit Ausnahme des Schurken, der ihr Anführer war, schien es mir, als wären die Uebrigen nicht ungeneigt gewesen, ihr Vorhaben bis zu dem angedeuteten Zeitpunkte zu verschieben; aber in den argwöhnischen Blicken des Letzteren erkannte ich schnell Verdacht und Unglauben.

Es war jetzt ziemlich tief in der Nacht; die Bande war, mit Ausnahme ihres Führers zum mindesten ziemlich berauscht; ich selbst hatte genug zu mir genommen, und verlangte nun, um auch später nicht den Mondschein bei meinem Vorhaben zu entbehren, nach meinem Schlafzimmer, in welches mich denn auch einer der Räuber, eine Treppe hinan, geleitete.

Als ich allein war, begann ich die Lage und Oertlichkeit des Zimmers genauer zu untersuchen, in der Absicht, mich aus dem Staube zu machen, ohne meine liebenswürdige Hausgenossenschaft zur Unzeit zu stören. Das Zimmer hatte zwei Fenster, das eine war aber dermaßen mit Schnee bedeckt, daß es unmöglich war, zu erkennen, was davor sei, das andere

war geschützt und öffnete mir eine Aussicht über den Hof hinter dem Hause, und, ab und zu, konnte ich beim Mondlichte ganz deutlich das alte Thor erkennen, durch welches ich mein Pferd in den Stall geführt hatte, und aus dem ich leicht zu entkommen gedachte, vorausgesetzt, daß ich nur den Boden unten erreichen könnte. Vom Fenster bis hinunter mochten ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß sein, doch war ich entschlossen, den Sprung zu wagen, wenn ich keine leichtere Art, hinabzusteigen, ausfindig machen würde; denn obschon ich wohlbewaffnet, so war ich doch, ich gestehe es, bei weitem geneigter, mich durch einen klugen Rückzug, als durch einen unbesonnenen Kampf zu retten.

Die Zimmerthür wurde mit einem Riegel verschlossen, dessen Schieber sich draußen befand, so daß alle Hoffnung des Entkommens nach dieser Seite hin abgeschnitten war, und ich dachte eben daran, ob es nicht möglich sei, aus dem Betttuche eine Art von Strick zu drehen, als mein Auge auf ein durch eine Spalte der Nebenwand gestecktes Stäbchen fiel, an dessen Ende sich ein Stück schmutzigen Papiers beand.

Mein anfänglicher Schreck hierüber verlor sich, da mir fast unmittelbar darauf einfiel, es möge dies irgend eine Mittheilung des armen Mädchens sein. Ich verlor daher keine Zeit, das Papier zu ergreifen, und entzifferte endlich, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, folgende Worte:

„Schlaft nicht — schlaft nicht — unter Eurem Bette liegt ein Strick — verliert keine Zeit!“

Ich war durchaus nicht über die Bedeutung dieser Nachricht und dieses Rathes in Ungewißheit, und wollte eben, indem ich meiner Retterin Vorsorge und Wohlwollen segnete, davon Gebrauch machen, als ich vorsichtige und leise Schritte die Treppe heraufkommen hörte.

Ich griff sofort nach einer Pistole, löschte, um jedem Verdachte vorzubeugen, das Licht aus, warf mich in's Bett und zog die Decke herauf. Der Mond schien hell in das Zimmer, und sein Licht fiel leuchtend auf die Thür, der ich fast gegenüber lag, und nach der mein Blick besorgt gerichtet war.

Als die Schritte sich näherten, schien der Nahende immer vorsichtiger aufzutreten. Ich hörte leise flüstern, dann wurde leise an dem Riegel gedreht und der Anführer der Bande neigte sich vorsichtig in's Zimmer hinein, um zu sehen, ob Alles still sei. So stand er fast eine Minute, während welcher ich ihn schweigend beobachtete, angsterfüllt und unentschlossen, was ich thun sollte, ob vom Bette aufspringen und ihn draußen angreifen oder warten, bis sein etwaiges Nähertreten mir vielleicht einigen Vortheil gewähren möchte — als mit einem Male bei einem plötzlichen Geräusche draußen, wie wenn Jemand auf der Treppe stolpere, ein glücklicher Gedanke mein erregtes Hirn durchfuhr, und mich von verwirrenden Zweifeln

erlöste. Ich stellte mich, als sei ich durch das Geräusch so eben aus meinem ersten Schlummer aufgestört und nach vorherigem ein bis zweimaligem Schnarchen stammelte ich in der schlaftrunkenen Weise eines Halbwachenden, Halbschlafenden:

„Was giebt's? Laßt mich doch schlafen, denn ich bin sehr müde nach dem Trinken. Wenn Ihr mich aufweckt, so schlafe ich stundenlang nicht wieder ein; laßt mich nur eine kurze Zeit in Ruhe, und in einem Augenblick bin ich wieder munter."

Bei diesen Worten trat der Schurke in das Zimmer, bat mich in einem demüthigen, ehrerbietigen Tone um Verzeihung und sagte, er habe mich nicht im Geringsten stören wollen, sei nur etwas mit dem Fuße ausgeglitten, als er habe eintreten wollen, um nachzusehen, ob mir auch Alles bequem sei, und ob ich auch nicht eine andere Decke zu haben wünsche, denn er wolle mir eine aus seinem eigenen Bette geben, und selbst die ganze Nacht am Feuer liegen da er besser, als ein Herr wie ich, an Ungemach gewöhnt sei.

Während er so sprach, näherte er sich dem Bette immer mehr. Ich griff nach meiner Waffe, entschlossen, daß er mindestens nicht leben solle, um sich seines Schurkenstreiches zu rühmen; aber seine Absicht war in diesem Augenblicke nur, sich zu vergewissern, ob meine Schlaftrunkenheit auch nicht verstellt sei. Zum Glück hatte ich, um jedes Geräusch zu vermeiden,

meine Stiefel ausgezogen, deren Anblick, so wie der meines Rockes, welcher auf einem Stuhle neben dem Bette lag, unstreitig ihm seinen Verdacht raubte, und um einen scheinbaren Grund dafür zu haben, daß er näher trete, machte er sich ein bis zwei Minuten damit zu schaffen, daß er einen Vorhang vor das Fenster zog, um das Licht abzuhalten. Ich fühlte mich jedoch außerordentlich unbehaglich in seiner Nähe und im mürrischen Tone eines unzeitig Geweckten bat ich ihn, das, was er zu thun habe, so lange aufzuschieben, bis ich eingeschlafen sei, was, wenn man mich in Ruhe lasse, in wenigen Minuten geschehen werde.

Zu meiner größten Freude hatte dieser Wink die gewünschte Wirkung, und indem er etwas von „die Kälte abhalten durch Zustopfung eines Fensterrahmens" murmelte, wünschte er mir nochmals gute Nacht und entfernte sich. Als er die Thür zugemacht, glaubte ich vor derselben ein leises Flüstern zu vernehmen. Ohne Zweifel lagen dort einige von der Bande auf der Lauer, um ihrem Anführer im Nothfalle Hülfe zu leisten.

Sobald wieder Alles still war, stand ich vorsichtig vom Bette auf, und wohl einsehend, daß kein Augenblick zu verlieren sei, machte ich sofort Anstalt, in den Hof hinunterzusteigen. Nachdem ich Stiefel und Rock angezogen hatte, ergriff ich den Strick, auf den das gute Mädchen mich aufmerksam gemacht hatte, be-

festigte das eine Ende am Fuße des Bettes, öffnete das Fenster und schwang mich so geräuschlos und schnell wie möglich hinaus. Aber kaum, daß ich glücklich in der Luft schwebte, ließ mich ein leises, unterdrücktes Knurren von unten her einen Augenblick still halten und scharf aufhorchen. Anfangs glaubte ich, es sei das Aechzen des Windes, der durch eins der verfallenen Nebengebäude hinfahre, doch ein zweites, kräftigeres und deutlicheres Knurren überzeugte mich, daß es nicht unschuldiger Natur sei, sondern aus der Kehle eines Hundes komme.

In der That fielen denn auch meine Augen, als ich nach der Richtung hinsah, woher das Geräusch kam, auf einen großen wildaussehenden Hund, der sich unter mir befand; den Kopf hatte das Thier auf den Vorderpfoten liegen, die Augen waren aufwärts nach mir gerichtet, während das tiefe, fortwährende Knurren, das jeden Augenblick in ein wüthendes Geheul auszubrechen drohte, seine Wachsamkeit verrieth. Was war jetzt zu thun? Diese Frage richtete ich im Stillen an mich, als ich zwischen dem Fenster und Erdboden schwebte. Die Rückkehr, wenn nicht überhaupt unmöglich, mußte mich in die Hände der Banditen liefern; wenn ich hinunterstieg, gerieth ich zwischen die Zähne des wilden Thieres unter mir, und der lärmende Kampf würde bald Alles um mich her versammelt haben. Nach einem augenblicklichen Be-

sinnen entschloß ich mich zu dem letzteren. Ich schrak vor dem Gedanken zurück, noch einmal die verwünschte Dachkammer zu betreten, da ich jetzt einmal die freie Luft draußen einathmete. Eine Pistolenkugel würde, den äußersten Fall angenommen, meinen vierfüßigen Feind zum Schweigen gebracht, und mir mehr Raum und Freiheit verschafft haben, mit den Uebrigen, so gut ich konnte, fertig zu werden.

In diesem kritischen Momente dachte ich glücklicherweise daran, daß eine meiner Pistolen mit einem scharfen Stilet mit einer Springfeder versehen sei, welches mir, bei einiger Geschicklichkeit von meiner Seite, zu meinem Zwecke besser als eine Kugel dienen konnte. Ich ergriff mit der Rechten die Waffe, drehte den Strick um meinen linken Arm, und ließ mich leise so weit hinunter, bis meine Füße auf einem Fenstervorsprunge, gerade über der Stelle, wo der Hund lag, ruhten. Dann ließ ich den Strick in der Länge schießen, und lehnte mich vorsichtig über den Hund hin, dessen Knurren grimmiger wurde, und der sich offenbar zu einem Sprunge vorbereitete. Er blieb jedoch regungslos, wohl, wie ich glaube, durch die Seltsamkeit der nächtlichen Erscheinung über ihm verwirrt, bis ich ganz nahe an seinem Kopfe mich befand, wonach ich in der Hoffnung zielte, daß ich ihn mit einem Male zur Ruhe bringen würde. In dem Augenblicke, als ich im Begriffe stand, zuzustoßen,

machte er mit furchtbarer Kraftanstrengung einen plötzlichen Satz auf mich zu, erreichte dadurch jedoch nur zu meinem Glücke die Spitze meines Dolches, der im nächsten Augenblicke unter dem Drucke unserer vereinigten Anstrengung in seinem Kopfe fast vergraben war. Das grimmige Thier stieß einen kurzen durchdringenden Schrei aus, der wild durch die Nacht hinklang, wälzte sich zwei bis drei Mal krampfhaft, und lag dann steif und unschädlich in dem Schnee. Ich sprang auf den Boden, riß die Waffe heraus, und machte mich dann in aller Eile davon, dabei mußte ich aber noch an einem andern wilden Kettenhunde vorüber, der bei dem Thore lag, und sich bei den wüthenden Anstrengungen mich zu packen, als ich an ihm vorüber auf das Thor zueilte, fast zu erwürgen schien. Ich fand das Thor verschlossen, wartete jedoch nicht erst, um zu untersuchen auf welche Weise, sondern da es morsch war, stieß ich mit solcher Gewalt dagegen, daß die schwachen Bretter zersplitterten, als seien sie von Glas. Ich befand mich nun in einer schmalen Gasse, deren rechte Seite von einer hohen aus losen Steinen aufgesetzten Mauer eingefriedigt war, über die ich wegkletterte, und sie also zwischen mich und meine Verfolger brachte, die ich jetzt mit lautem Lärmen aus dem Hause kommen hörte. Mein scharfes Gehör erkannte sofort die laute Stimme des Anführers, der, untermischt mit furchtbaren Flüchen,

seine Spießgesellen durch Hinweisung auf den Fang, der durch meine Flucht ihnen entgehe, und die Gefahr, welche in Folge ihres Gelingens ihnen Allen unfehlbar drohe, zur eifrigen Verfolgung zu ermuntern suchte; ein Anderer rieth noch den zweiten Kettenhund loszulassen, der mich schon zum Stehen bringen würde.

Inzwischen eilte ich, so schnell als meine Kräfte es mir erlaubten, längs der Mauer hin. Der tiefe Schnee aber und meine Reisekleider erschwerten mir dies sehr, und als ich die Schurken hinter mir die Mauer ersteigen hörte, begann ich zu verzweifeln, und war nahe daran, mich ihnen entgegenzustellen, als zum Glück sich eine dunkle Wolke vor den Mond lagerte, uns Alle in Nacht hüllte, und mich mit neuer Hoffnung und frischem Vertrauen erfüllte. Ich hielt einen Augenblick inne, warf meinen großen Ueberrock und meine plumpen Reithosen von mir, und eilte, auf diese Art erleichtert, nun mit schnellen Schritten weiter. Die Räuber waren auf meiner Spur und ich vernahm, wie sie ihren Hund laut zur Verfolgung ermunterten. Mochte ich nun aber entweder stärker oder schneller sein, oder vielmehr die furchtbaren Windstöße, die ab und zu den festen Schnee vom Boden aufwirbelten und ihnen ins Gesicht trieben, sie verwirren, und so verhindern, daß sie meinen Weg mit Leichtigkeit hätten erkennen können, ich er-

sah auf alle Fälle an der zunehmenden Schwäche ihres Geschreies, daß sich die Entfernung zwischen uns schnell vergrößerte. Dadurch ermuthigt, eilte ich mit erneuertem Muthe weiter, als ich den Hund durch Bellen andeuten hörte, daß er mir auf der Spur sei; ein Freudengejauchze folgte und in wenigen Minuten auch der Knall zweier Flinten, die laut und schrecklich in der Einöde wiederhallten. Ich war indeß nicht verletzt und schloß, es müsse der Rock, den ich abgeworfen hatte, sein, auf den sie so schlauer Weise geschossen hatten. Später fand ich meine Vermuthung bestätigt und daß mein Stellvertreter bei dieser Gelegenheit ganz bedeutend von ungefähr etlichen Dutzend Stücken Metall und Kugeln zerfetzt worden war. Das Wuthgeschrei der getäuschten Banditen, als sie ihren Mißgriff entdeckten, klang wie Musik zu meinem Ohr, indem ich glaubte, es werde mir gelingen, ihren Verfolgungen zu entgehen; denn schon fielen wieder die Schneeflocken so dicht, daß sie mich ihren Blicken entzogen, und auch das Nachspüren schwierig machten. Aber das Gefühl der Sicherheit, in welchem ich mich wiegte, dauerte nur kurze Zeit; denn ein Gekeuche hinter mir veranlaßte mich, mich umzuschauen, und da erblickte ich den Schweißhund in nur geringer Entfernung und mir schon so nahe, daß jede Flucht durchaus unmöglich sein mußte. Zum Ueberlegen gab es keine Zeit mehr, instinktmäßig

stürzte ich in einen Ableitungsgraben, der am Fuß der Mauer hinlief. Das Eis am Boden gab unter meinem Gewichte nach und ich sank drei Fuß tief in's Wasser; aber diesem anscheinend widerwärtigen Zufalle muß ich, glaube ich, die Rettung meines Lebens zuschreiben. Im nächsten Augenblicke sprang mir der Hund an den Hals. Um seiner Meister zu werden, streckte ich meinen Arm empor, in dem auch die Zähne des Hundes sofort wie vergraben waren. Meine rechte Hand war jedoch frei, und ich wollte eben nach dem Stilet fassen, mit welchem ich so schnell die Wuth seines Vorgängers beruhigt hatte, als ich mich daran erinnerte, daß ich es unbedachtsamer Weise in der Tasche meines Rockes, den ich abgeworfen, hatte stecken lassen. — Doch war ich nicht lange darüber ungewiß, was ich zu thun hätte; ich packte ihn mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft an der Kehle, und drückte seinen Kopf unter das Wasser, trotz der furchtbaren Anstrengung und der entsetzlichen Schmerzen, die es mich kostete; statt aber loszulassen, zerrte das Thier nur um so grimmiger an meinem anderen Arme, der jedoch zum Glück durch meinen Rock und eine Unterjacke von Gemsenleder geschützt wurde. Ich bin ein leidlich starker Mann, und hatte in meiner Jugend oft Gelegenheit, meine Kraft zu erproben; doch habe ich sie nie so nöthig gehabt, wie in meinem Kampfe mit diesem Hunde, der gewaltig groß und

muthig war, und furchtbar um sein Leben rang. Doch mußte ich der Sache ein Ende machen; denn in den Zwischenräumen, wo Windstille herrschte, konnte ich in nicht allzu großer Entfernung die Stimmen meiner Verfolger vernehmen, und ich sah ein, daß in meiner gegenwärtigen hülflosen Lage überfallen werden, dem Tode rettungslos anheim fallen heiße. Demgemäß wandte ich alle meine Kraft an, meines Gegners Meister zu werden. Jede Minute, in der sich der Kampf hinzögerte, schien mir ein Jahrhundert, aber nun endete er bald — denn noch eine letzte, verzweifelte Anstrengung — einige konvulsivische Zuckungen — und das Thier lag ruhig und regungslos unter meinen Händen da. Es war todt. Ich beeilte mich, meinen Arm los zu machen, den es bis zum letzten Augenblicke festgehalten hatte. Nachdem dies geschehen war, kroch ich aus dem Graben und eilte wiederum so schnell fort, als mein erschöpfter Zustand und der heftige, mir entgegen wehende Schneesturm es erlaubten.

Wenn der Wind zunahm oder nachließ, vernahm ich hinter mir die Stimmen der Räuber, bald schwächer, bald lauter; aber ich gewann offenbar einen Vorsprung, denn nach einiger Zeit verlor sich jedes Anzeichen, daß ich verfolgt werde, und nichts Anderes schlug an mein Ohr, als abwechselnd das wüthende Sausen des Windes, der über die strauchlose Wüste

dahinfuhr, und die Schneeflocken hier- und dorthin jagte, und sie oft, während ich vorwärts wankte, mit solcher Gewalt und in solchen Massen mir entgegentrieb, daß es schien, als sollte ich darunter vergraben werden. Eine Weile hielt ich aus und kämpfte langsam und muthig gegen das Unwetter an, endlich aber, als ich gewiß war, daß die Jagd nach mir aufgegeben sei, nahm ich Rücksicht auf meine zunehmende Müdigkeit, und war darauf bedacht, mir irgend eine Art Obdach zu suchen, wo ich bis Tagesanbruch verweilen könnte. Ich befand mich jetzt auf sumpfigem Moorgrunde, und gelegentliches Einsinken durch das schwache Eis in weichen Boden und schlammige Gräben machte mich darauf aufmerksam, daß hier Vorsicht von Nöthen sei. Ich entschloß mich also, vorläufig nicht weiter zu fliehen, sondern, so gut es gehen wollte, auf diesem ungastlichen Boden zu rasten.

Dem gemäß überstieg ich ein altes Gemäuer, auf welches ich glücklicher Weise stieß, thürmte lose Steine und Soden auf einander, und baute mir so eine Art Schutzwand, die, so schlecht wie sie auch sein mochte, mir doch verhältnißmäßige Annehmlichkeit gewährte, indem sie den schneidenden Wind abhielt. In diesem gerade nicht sehr beneidenswerthen Zustande blieb ich bis zum Morgen, der zum Glück nicht mehr fern war, da ich, so sehr auch mein Arm schmerzte, es kaum möglich fand, meiner Schlafsucht zu widerstehen und

jene unglückselige Erstarrung von mir abzuwehren, aus der zu erwachen ich, wie ich wußte, nicht hoffen durfte.

Doch war mein Wille stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, und als der Morgen dämmerte, war ich, wenn gleich steif, schwach und halb erfroren, doch im Stande, mich zu erheben und die weitere Untersuchung meines gefahrvollen Weges wieder zu beginnen. Es ist unnöthig, mein mannigfaches Ungemach auf dem Wege nach der benachbarten Stadt, die ich am Nachmittage erreichte, ausführlich zu schildern; genug, daß ich mein Geld dort sicher niederlegte.

Nachdem ich meinen Anzug gewechselt und mich etwas erquickt hatte, machte ich mich, trotz der Wunde im Arm, auf, um mir von einem Magistratsbeamten zu dem Versuche, jener Banditen habhaft zu werden, deren Entdeckung über das geheimnißvolle Verschwinden mehrerer Reisende und bis dahin noch unaufgeklärte, jüngst in der Nähe der Stadt verübte Gewaltthätigkeiten Licht verbreitete, mir die Hülfe einiger Soldaten zu erbitten. Der Beamte willigte sofort in mein Begehren, lobte meinen Eifer und entschloß sich, mich zu begleiten, um bei dem Ergreifen der Bande Beistand zu leisten.

Mehrere Freunde schlossen sich uns an, und so brachen wir, acht bis neun Mann stark, mitten im heftigen Thauwetter und strömenden Regengüssen

nach dem Schauplatze meines Abenteuers auf. Als wir am Abend in der Nähe des Hauses angelangt waren, ersuchte ich meine Gefährten, ein wenig zurückzubleiben, während ich allein vorwärts ging, um zu erfahren, wie die Sachen ständen. Als ich an die Thür kam, fand ich sie verschlossen. Ich horchte aufmerksam, konnte aber keinen Laut vernehmen — drinnen schien Alles still wie der Tod. Ich trat vor das Fenster, durch welches ich am vorigen Abend das arme Mädchen erblickte, wie sie am Fenster kauerte; ich reinigte die Ecke einer Scheibe, sah hinein, aber Alles war dunkel und einsam, und nichts verrieth in irgend einer Art das Vorhandensein eines Bewohners. Ich ging dann nach dem Hofe zu, fand das Thor weit offen und begab mich dann nach der Hinterthür des Hauses. Als ich mich hier umsah, glaubte ich Etwas unmittelbar unter dem Fenster, aus welchem ich entflohen war, langsam hin und her schwanken zu sehen. Die Umrisse ließen auf eine menschliche Gestalt schließen, und wie in düsterer Vorahnung, fuhr ich, um besser zu sehen, mit der Hand über die Augen. — Als der plötzlich durchbrechende Mond den Platz erleuchtete, erkannte ich in dem vor mir hängenden Gegenstande das dunkle und verzerrte Gesicht eines menschlichen Wesens — eines Weibes, wie das lange und zerzauste, im Winde hin und her flatternde Haar verrieth. Das Blut gerann mir in

den Adern bei diesem Anblicke, und indem ich für den Augenblick alle Selbstherrschaft verlor, konnte ich nichts weiter, als nur mit fast wahnsinniger Heftigkeit aufschreien, wodurch meine erschrockenen Begleiter schnell an meine Seite geführt wurden. Wir führten Zunderbüchse und Laterne mit uns, und bei dem Lichte, welches angezündet wurde, konnte ich in den entfärbten und verzerrten Zügen vor mir das Antlitz des unglücklichen Mädchens erkennen, dem ich, unter dem Beistande des Himmels, meine Rettung verdankte. — Ich kann die Schreckniſſe jener furchtbaren Nacht nicht umständlicher erzählen; sie sind mir zu tief in's Gedächtniß gegraben, als daß sie je darin ausgelöscht werden könnten, und ihre bloße Erwähnung erfüllt mich mit Entsetzen. Nur ein Mal, wie ich, Zeuge von solch' einem Auftritte zu sein, reicht hin, um eines Menschen Gedanken und Empfindungen Jahre lang mit Melancholie zu erfüllen, und es dauerte lange, ehe mein Geist sich erholte, und von den Folgen des Schlages frei wurde, der ihn in jener Nacht traf.

Wir schnitten den Strick ab — denselben, mittelst dessen ich herabgestiegen war, und trugen den Leichnam in's Haus; kaum waren wir über die Schwelle getreten, als ein anderer entsetzlicher Anblick sich unseren Augen darbot. Vor uns lag der Leichnam des Jüngsten unter der Bande. Er lag, mit dem Ge-

sichte nach oben gekehrt, auf dem Boden des Zimmers, wo er mit den Uebrigen so fröhlich und sorglos die Nacht zuvor durchzecht hatte. In seinen Zügen malte sich ein Ausdruck der Wildheit, den der Todeskampf noch erhöht hatte, und verlieh ihm selbst im Tode noch ein schreckenerregendes Aussehen. Seine linke Brust, in welcher eine dicht am Hefte abgebrochene Messerklinge steckte, war mit geronnenem Blute bedeckt. Sein Kopf ruhte auf einem Kissen, und zum Theil bedeckte ihn ein leinenes Tuch; aus der sorglichen Lage des Leichnams ging hervor, daß durch die Hand der überlebenden Räuber die Anordnung betreffs der leblosen Reste ihres Genossen getroffen sein müsse. Ich vermochte mir die zwiefache Katastrophe, deren Zeuge ich war, nicht zu erklären; die Bande war entflohen, und es war Niemand vorhanden, der mir hätte sagen können, unter welchen Umständen dieselbe geschehen sei.

Später erhielt ich jedoch eine kurze Nachricht darüber. Ungefähr sechs Jahre nach der fraglichen Nacht befand ich mich in einem Gasthause in York beim Mittagessen, als ich, wie von ungefähr einige Herren an dem Tische daneben von der Hinrichtung eines Räubers, die morgen vor sich gehen sollte, sprechen hörte. Einer von ihnen war bei dem Verhör gegenwärtig gewesen und gab eine Schilderung von der persönlichen Erscheinung des Verbrechers, erwähnte

auch, daß er der Anführer einer Bande gewesen, die lange Zeit als der Schrecken der ganzen Umgegend, ihr Wesen getrieben und die vielfachen Morde verübt habe, die auf Black Motz und in dessen Nähe vor mehreren Jahren verübt seien; welche Gegend diese Bande so lange unsicher gemacht hätte, bis sie von einem Herrn, der ihr selbst nur mit Mühe entgangen, entdeckt und vertrieben worden sei.

Was er ferner von des Verbrechers Aeußeren, Aufenthalt und Prozeß erzählte, brachte mich sofort zu dem Schlusse, daß dieser kein anderer, als das Haupt der Bande sein könne, die nun endlich von dem Gesetze erreicht worden sei.

Von einem aus Theilnahme und Neugierde gemischten Gefühle getrieben, entschloß ich mich, die Gefängnißzelle des Verurtheilten zu besuchen und mich zu bemühen, von ihm einigen Aufschluß über das Schicksal des armen Mädchens zu erhalten, von deren jammervollem Ende ich so eben erzählte.

Zufällig war ich mit dem Sheriff persönlich bekannt und erhielt auf diese Weise leicht Zutritt zu dem Kerker.

Als ich eintrat, fand ich den Räuber allein in seiner Zelle sitzen. Er warf einen finstern Blick nach mir hin; er schien mich nicht wieder zu erkennen, ja kaum meine Gegenwart zu bemerken.

Wie furchtbar aber auch Jemandes Schuld sei, so

kann man doch nicht füglich in solch' einem Augenblicke Haß oder Feindschaft gegen ihn bewahren, und ich sprach freundlich mit ihm, als ich ihn daran erinnerte, wer ich sei, und ihn bat, mir über den furchtbaren Tod seines Genossen und des unglücklichen Mädchens Aufschluß zu geben.

Er sah mich einige Sekunden an, ehe er antwortete.

„Ich merke," sagte er, „Sie kommen nur hierher, um meine Geheimnisse zu erforschen, und sie dann durch den Druck zu veröffentlichen und da Sie überdies eine Art von Recht zur Frage haben, so will ich Ihnen Alles erzählen, was ich über die unglückliche Angelegenheit jener verwünschten Nacht weiß. Ach, ich mag sie wohl mit Recht verwünscht nennen. Denn hätte ich in jener Nacht Ihr Gold erhalten, so wäre ich, wie ich wollte, über's Meer gegangen, und in einem andern Lande ein ehrlicher Mann geworden, wo ich mich jetzt besser als in diesem finstern Loche befände. Aber Sie waren glücklich und vorsichtig bei jenem Vorfalle, uud von Ihnen und der schlauen Dirne wurde ich in dieser wichtigen Sache zum ersten Male überlistet."

Dann erfuhr ich von ihm, daß nach der Rückkehr der Bande von ihrer erfolglosen Jagd auf mich, der junge Räuber, dem beide Hunde gehörten, in der Wuth über ihren Verlust das Mädchen gescholten und

gemißhandelt habe, da sie Mitschuldige an meiner Flucht und somit auch an dem Tode jener Thiere gewesen sei. Das Mädchen gestand dies nicht nur ein, sondern erwähnte sogar meiner Erklärung, ich würde die Bande möglichst schnell den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern suchen, und fügte hinzu, daß sie nichts mehr wünsche, als daß ich meine Drohung erfüllen möchte, denn sie sei über ihre Verworfenheit gemüthskrank, die, als Ersatz für Unschuld und Glück, ihr nichts als Laster und Elend gebracht habe; Schmach und Schmerz rührten nur von ihm her, der sie unglücklich und unfähig zur Rückkehr in ihres Vaters glückliches Haus gemacht habe, aus dem seine verrätherische Liebe sie zuerst weggelockt. Er, vom Trinken erhitzt, ergrimmte über ihre Rede, beschuldigte sie des Verrathes, stieß Schmähworte gegen sie aus und schlug sie von Neuem.

Das allezeit leidenschaftliche Mädchen wurde durch diese Mißhandlung und Gewaltthätigkeit dessen, der ihr Verderber gewesen war, in Wuth versetzt, griff nach einem Messer, und stieß es, ehe Jemand ihren Arm aufhalten konnte, ihm in die Seite, indem sie ihn höhnisch einlud, den Schlag zurückzunehmen, den er ihr, die er zu Grunde gerichtet, zu geben gewagt habe. Die Klinge traf sein Herz und er stürzte lautlos zu Boden. Aber nach dieser raschen That bemächtigte sich des Mädchens die bitterste Reue.

Ueber den Tod ihres Kameraden bestürzt, und, in Folge meines Entkommens, eine schnelle Verhaftung befürchtend, machten die Räuber Anstalt, sich zu entfernen, und baten sie, sich fertig zu machen, sie zu begleiten, da bald andere Leute im Hause sein und Sorge dafür tragen würden, daß der Leichnam anständig beerdigt werde. Sie weigerte sich jedoch bestimmt, die Leiche ihres Geliebten zu verlassen, und so ließen die Uebrigen, wie ich glaube, nicht unzufrieden damit, sie los zu werden, die in den gegenwärtigen Umständen eine Last für alle sein mußte, sie ihren eigenen Weg gehen.

Kurz nachher muß sie aus Verzweiflung und Schuldbewußtsein den furchtbaren Schritt gethan haben, von welchem ich sprach.

Hierauf erkundigte ich mich bei dem Räuber nach dem Schicksale seiner Genossen, und er theilte mir mit, daß zwei bei einem nächtlichen Einbruche erschossen seien, einer hingerichtet und ein Vierter nach Botany-Bai transportirt worden sei. Ein Fünfter sei verschollen.

Ehe ich das Gefängniß verließ, suchte ich den Unglücklichen etwas ernster zu stimmen, allein sein Herz war durch ein schuldbeladenes Leben so verhärtet, daß er sich für meine Ermahnungen nur sehr wenig zugänglich zeigte.

Bald darauf trat der Gefängnißwärter ein und

benachrichtigte mich, daß das Haus geschlossen werde. Somit mußte ich ihn seinem Geschick überlassen, dem er am andern Morgen zwar unerschrocken — diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, aber unbußfertig und verstockten Sinnes entgegen ging.

Capitain Tom.

Erzählung von D. F. Eschricht.

An einem kalten Herbsttage schaarte sich ein großer Theil der Bewohner Nexö's auf Bornholm auf dem Markte zusammen, und starrte hinaus in das Meer. Ein schmuckes Schiff lag dicht an der Küste vor Anker. „Es ist eine amerikanische Brigg. Gott mag es wissen, weshalb sie bei so starkem landeinwärts wehenden Winde hier vor Anker geht. An ihrer Takelage ist kein Grund zu sehen, ging sie doch so keck gerade auf uns zu, als ob sie sich hätte auf den Markt legen wollen.“ So lauteten die Worte eines alten seeerfahrenen Zuschauers. Man sah, daß ein Boot ausgesetzt wurde. Der Capitain selbst setzte sich an's Ruder. Die Neugierde eines jeden Einzelnen war hochgespannt. Das Boot gelangte an's Land. Der Capitain sprang heraus. Es war ein rascher, sonnverbrannter Seemann von dreißig und einigen Jahren. Jetzt tritt er hin zu den müssig dem sie interessirenden Schauspiele Zuschauenden. „Good bye, Gentlemen!“ heißt es. Aber er sieht sich unter ihnen um, als ob er Jemanden suche. Jetzt scheint er ihn gefunden zu haben. „My de-

Sönne! do you not know me more?" — „Captain Tom!" tönt es nun von mehreren Seiten. „Captain Tom!"

Captain Tom! Wer ist Captain Tom?

Vor zehn Jahren ging eine herrliche amerikanische Brigg mit demselben Landwinde hier bei derselben Küste vorüber. Sie kam der Küste etwas zu nahe, so daß sie auflief und fest saß; das Schiff wurde Wrack. Der Capitain war ein Mann von zwanzig und einigen Jahren. Er war der Verzweiflung nahe und verwünschte sein Schicksal, Bornholm und alle Bornholmer. Bald aber hatte er die Bornholmer besser kennen gelernt, zuerst bei dem gefahrvollen Bergen der Ladung und des Wracks, nächstdem aber während des nothgedrungenen, halbjährigen Aufenthalts in der Stadt Nexö, und bald war er dahin gelangt, viel von ihnen im Allgemeinen zu halten, und endlich viele Freunde und auch wohl manche Freundinnen unter ihnen zu finden. Dies war Capitain Tom.

Jetzt hatte er eine Reihe von Jahren hindurch eine andere, ebenso große und herrliche Brigg durch die Fahrwasser aller Himmelsstriche geführt. Für den Augenblick befand er sich auf dem Wege von St. Petersburg nach Amerika. Indem er Bornholm passirte, fiel sein Blick zufällig auf das ihm so wohlbekannte alte Nexö; durch das Fernrohr sieht er die auf dem Markte versammelt stehenden Männer. Er

vermag der Versuchung nicht zu widerstehen. Er läßt den Anker fallen, um an's Land zu gehen und nach seinen alten Freunden zu forschen, ihnen sein neues Schiff zu zeigen, ein Glas mit ihnen zu trinken, und sodann gleich wieder die gefährliche Küste zu verlassen.

Allmälig erkennt er Mehrere wieder. Das Wiedersehen ist nicht jederzeit ein fröhliches. „Aus Kümmerniß wird Kummer!" grüßt er mit dem Sprüchworte. Er hatte noch nicht ganz die Sprache seiner alten Freunde in Nexö vergessen. Er fragt nach des Einen Weib, nach des Anderen Tochter. Jene ist todt, diese ist eine verheirathete Frau, mit einem Häufchen Kinder um sich. „Where is Doctor Knauer?" „Er ist todt; dort steht unser neuer Doctor." „Ah, that young gentleman?" — „Where is Hansen?" „Hansen ist krank." „Hansen ist krank? Laßt uns zu Hansen gehen." Auf dem Wege mußte er aber erst zu Diesem und zu Jenem eintreten; und bei Allen und an jeder Stelle mußte er „nur ein Glas" auf das unerwartete Wiedersehen trinken.

Nun versammelten sich Alle bei dem Capitain Hansen. Während Fragen und Antworten unter Händedrücken und den Ausrufen der Klage oder der Freude wechseln, wird schleunigst ein Gastmahl in der oberen Etage des Hauses vorbereitet. Ein langer Tisch mit zwei Reihen Bänke davor, ist mit Punschbowle, Gläsern und Tabackspfeifen besetzt. Die Munterkeit ist bald im Gange. Der niedrige Raum wird

schnell vom Dampfe des Punsches und dem Qualm der Tabackspfeifen angefüllt. Die Dunkelheit ist hereingebrochen, es werden die Lichter angezündet. Ein Skaal*) folgt auf den anderen. „Capitain Tom!“ „Capitain Winslöw!“ „One glas for our poor host, Captain Hansen! We never will meet again!“ „Freundschaft für immer!“

Jetzt war es stockfinster; durch die stark beschlagenen Fensterscheiben war nur noch die schwarze Nacht zu sehen. Unterdessen war an dem Eingange des Zimmers eine gewisse unruhige Gruppe zu bemerken. Ein kleiner plumper und mürrischer Seemann, mit einem von der Sonne und dem Winde stark gefärbten Antlitz und großem Backenbarte befand sich in einem Handgemenge mit einigen Anderen. „Ich will es aber sagen!“ rief er. „Nein, ich will es schreien, so daß es soll —“ „Du sollst es ja auch sagen, aber nicht in dieser Weise!“ antwortete man ihm, und Einige versuchten, ihm die Hand vor den Mund zu halten. „Ja, so soll mich der Satan verwettern, wenn ich das nicht thue! Captain Tom! hear the storm!!“

Todesstille herrschte augenblicklich in der ganzen Stube. Durch Dampf und Rauch, erleuchtet von den hohen glühenden Schnuppen der Talglichter, konnte man eine Reihe dunkelrother Seemannsgesichter mit

---

*) Skaal, der Lebehochtrunk.

lauschenden Mienen und starren Augen sehen. Der vom Sturme gepeitschte Regenguß schlug heftig gegen die Fensterscheiben, so daß die ganze Stube erbebte. Mit einer tiefen Baßstimme ertönte es langsam und ernsthaft: „Ost=Süd=Ost, doppelt=gereffte Marssegel=Kühlte.“ „My ship!“ „I must along!“ „Farewell! Farewell! zum letzten Male!“ „Lebt wohl, Tom! Und nun noch ein Glas auf's Fallreep!“*) „Nein, so soll mich doch der Teufel holen!“ schrie der kleine mürrische Schiffer, und wie ein Hammer fiel seine kräftige Hand auf den Tisch, so daß Bowle, Gläser und Leuchter gegen einander wankten, „nicht einen Tropfen mehr getrunken. Hört auf, alle Mann! Und das gleich im Augenblicke! Euer Schiff und das Leben Eurer Mannschaft steht auf dem Spiele! Hört auf! Captain Tom, hören Sie auf!“ „I must have a pilot!“ „Einen Lootsen? Wir sind allesammt Lootsen. Hört auf! Hört auf!“ und zur Thür hinaus die steile schmale Treppe hinab stürzte der Eine nach dem Andern, oder zwei und zwei zusammen, unter Abschiedsumarmungen, von den Nächstfolgenden vorwärts gestoßen.

Jetzt hört man die Ersten draußen rufen und schreien. Capitain Toms Stimme tönt mitten hindurch: „Jack! Dick! God dam! Where is Jack?“ Auf der Treppe herrscht noch derselbe Lärm von den

*) Fallreep, die vom Schiff herabgelassene Treppe, daher figürlich: „Auf den Abschied.“

schweren Stiefeln und wild durch einander rufende Stimmen. Aber oben in der Stube ist nur Einer übrig, der Einzige aus der ganzen Gesellschaft, der nicht „vollgeladen“ hatte. Die rothgelbe Flamme von den langen Lichtdochten schimmert durch den Nebel von Qualm und Dampf, und ließ den Fußboden und Tisch als einen Kampfplatz erscheinen; umgestürzte Bänke, zerbrochene Gläser und Thonpfeifen lagen überall. Das Geheul des Sturmes tönt nun doppelt stark durch die Stille der Nacht; das Meer brauf't hoch auf, auf den Fahrzeugen im Hafen pfeift die Takelage unheimlich. Aus der Ferne vernimmt man das Rufen der Seeleute, ab und zu läßt sich von einem scharf lauschenden Ohre die Stimme Toms von der der Bornholmer unterscheiden.

Voll von bangem Ahnen und Erwarten versammelt sich schnell vor dem Hause und am Strande eine gaffende Menge. „Wird es gut gehen?“ fragt wohl der Eine. „Ja!“ lautet die Antwort, „wenn sie nur noch zur rechten Zeit zur Brigg hinauskommen! Aber es wird schwer halten, sie zu erreichen. Der Wind steht gerade auf das Land zu, und es ist verteufelt schwerer Seegang,“

Aber sie erreichten das Schiff noch zur rechten Zeit. Und kaum waren sie an Bord gekommen, als Capitain Tom eine Axt verlangte, um sein Ankertau zu kappen. Jede Minute war kostbar, es war die höchste Zeit, in die offene See hinauszukommen. —

„Aber — nein, der Teufel soll uns holen! wenn Du Deinen Anker hier liegen lassen sollst, Tom!“ hieß es, und alle Mann griffen mit einander in die Handspeichen, und es wurde zu dem Spill aufgesungen, daß das Geheul des Sturmes von dem muntern Seemannsgesange übertäubt wurde, während der schwere Anker sich rasch hinaufwand. „Drei Reff in die Segel! Haltet sie geschlossen, dem Winde zu nach Süden! Lebt wohl! Lebt wohl!“ Und sie springen in das schaukelnde Boot.

Es blies die ganze Nacht hindurch stark, jedoch wurde am Morgen auch nicht eine Spur von einem Wrack gesehen. „Für dieses Mal ist er noch davon gekommen. Es sind doch ganz verwegene Burschen, diese Amerikaner!“

Am dritten Tage wurde Abends ein unbekannter Fischerknabe in den Straßen von Nexö gesehen. Er fragte nach dem Capitain Hansen. „Hier ist Capitain Hansen.“ „Von wem ist der Brief?“ „Daß weiß ich nicht, Herr Capitain. Aber heut' Morgen war ich mit meinem Vater bei Sonnenaufgang vor Hammer und fing Dorsche. Da kam eine amerikanische Brigg von Süden herauf und steuerte gerade auf uns zu. Und dann drehte sie bei, und wir wurden angerufen, und es sollte ein Mann an Bord kommen. Als ich das Fallreep hinaufgekommen war, sah ich den Capitain mit der ganzen Mannschaft dastehen. Und da fragte er mich, „ob ich den Capitain Hansen

in Nexö kenne?“ „Ja“, sagte ich. Da kam es denn, daß er mir diesen Brief zeigte, mir einen Silberthaler gab und mich fragte, ob ich den Brief wohl nach Nexö bringen wolle. „Ja“, sagte ich, „und so wie ich wieder in mein Boot gestiegen war, drehte er über's Achterende und war bald weit weg nach Westen zu.“ „Das war gut, mein kleiner Bursche, Du kannst nun bis morgen früh bei mir bleiben.“

„Der gute Tom! Er schreibt, daß er nicht das Achterende gegen Bornholm wenden konnte, ohne uns ein Lebewohl zu sagen. Daß Ihr mir mein Schiff klar machtet, schreibt er, das thatet Ihr als brave Leute. Aber, daß Ihr mir meinen Anker rettetet, das werde ich Euch nie vergessen, und jedesmal, wenn ich den Anker sehe, und jedesmal, wenn er mein Schiff hält, wo es gilt, werde ich an Euch denken und glauben, daß Ihr es seid, die mein Schiff haltet.“

„Ich werde ihn nie wieder sehen!“ sagte der alte Bornholmer, und strich mit seinen Jackenärmeln über beide Augen weg.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wulff, Friedrich Willibald

Roman- & Novellenmappe Herausgegeben von Fr. Willibald Wulff

Bd.: 2

Leipzig & Stuttgart 1865
P.o.germ. 1936 p-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127249-3